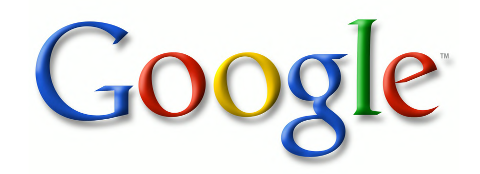


Kurd v. Schlözer

Mexikanische Briefe



Mexikanische Briefe

Mexikanische Briefe

von

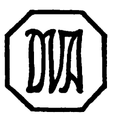
Kurd von Schlözer

1869—1871

Herausgegeben von

Karl von Schlözer

Dritte Auflage



Stuttgart und Berlin 1913
Deutsche Verlags-Anstalt

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach
in Salach, Württemberg

Inhaltsverzeichnis

1869

1870

1871

Einleitung

Die „Römischen Briefe“ von Kurd von Schlözer schlossen mit seiner Ernennung zum Vertreter des Norddeutschen Bundes für Mexiko.

Aus der „Ewigen Stadt“ in das „Land der ewigen Unruhe“! — in das alte Reich der Azteken, welches seit kurzem wieder das politische Interesse in erhöhtem Maße auf sich zieht.

Nach dem tragischen Ende des Kaisers Maximilian, im Jahr 1867, hatten Europas Kabinette gezögert, mit dem Präsidenten Juarez in Verbindung zu treten. Bismarck dagegen, als Realpolitiker, wünschte im Interesse unseres Handels Wiederherstellung der diplomatischen Beziehungen. So wurde in der Alten Welt der junge Norddeutsche Bund die erste Macht, welche die Republik durch Entsendung eines Geschäftsträgers anerkannte. Dem monarchischen Empfinden entsprach, daß die Vertretung vorläufig nicht den Charakter einer Gesandtschaft, sondern den Titel „Mission des Norddeutschen Bundes“ erhielt.*)

Nachfolgende Briefe an die damals 83jährige Mutter des Verfassers und meinen Vater — seinen ältern Bruder — stammen aus den Jahren 1869—1871. Die launige Korre-

*) Später Ministerresidentur, 1888 Gesandtschaft.

spondenz mit dem römischen Genremaler Wilhelm Wider wurde mir von dessen Familie freundlichst zur Verfügung gestellt.*)

Die anfängliche Verkennung der Politik seines ehemaligen Petersburger Chefs, des „großen Tyrannen Otto“, hatte sich bei Kurd von Schlözer längst in helle Bewunderung gewandelt. Traf er beim alljährlichen Urlaub auf dem Landsitz meines Vaters ein — manchmal direkt von Bismarck kommend — und erzählte nun in seiner sprudelnden Art von „Ihm“, dann schien uns jugendlichen Zuhörern ein Hauch der damals zu neuem Glanz emporsteigenden deutschen Weltmacht auch die Ufer des waldstillen Kellersees zu umwittern und selbst den holzgeschnitzten Pferdeköpfen auf den Giebeln der langgestreckten Scheunen einen gewichtigen Ausdruck zu verleihen.

Manche der kleinen Episoden, welche geschildert wurden, sind bezeichnend für den Eisernen Kanzler. Dieser machte z. B. eines Tags in Varzin mit Schlözer eine Fahrt durch die Forsten, wobei er mit großer Liebe neuangelegte Schonungen besichtigte. Darüber war es Tischzeit geworden. Plötzlich erinnert er sich, daß Eingeladene schon warten. Von weitem sieht man das Dach des Herrenhauses, die Rückkehr auf der Waldstraße hätte aber einen Umweg erfordert; da ruft Bismarck dem Kutscher zu: „Direkt durch!“ und Hufe und Räder zermalmen die jungen Schößlinge, die den Gutsherrn eben noch mit solcher Freude erfüllt hatten.

Durch die Beförderung des Legationssekretärs auf einen selbständigen Posten rückten an die Stelle seiner römischen Freiheit größere Aufgaben. Vor allem war ein Handels- und

*) Die Briefe, den Genannten manchmal am gleichen Tag geschrieben, sind, wo ihr Inhalt sich ähnelte, zusammengefaßt, um Wiederholungen zu vermeiden.

Schiffahrtsvertrag mit Mexiko abzuschließen. Im März 1869 trat Schlözer die Reise dorthin über New York an.

Während zwischen den Zeilen aus der „Ewigen Stadt“ leichter Weihrauch aufzusteigen schien, atmet in den Meeresbriefen kräftige Salzluft, um sich — je mehr der Kurs gen Süden geht — in der schwülen Atmosphäre der Tropen zu verlieren ...

Der Verfasser ist begeistert von Größe, Schnelligkeit, Komfort der „Westfalia“, damals eines der besten Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie.

Jenem „Prachtkoloß“ mit seinen 10000 Tons steht heute der „Imperator“ derselben Gesellschaft mit 52000 gegenüber. Es ist schwer, sich vorzustellen, daß noch vor wenigen Jahrzehnten elektrischer Strom, Zentralheizung, Telephon, Funkentelegraphie und hundert andere Errungenschaften moderner Technik einem „Transatlantischen“ fehlen konnten — ja, daß man sie damals nicht einmal entbehrte. Was alles mögen auch wir noch — im 20. Jahrhundert — nicht vermissen! — schon im Kampf gegen die beiden Feinde der Menschheit: Zeit und Raum. Seit Erik des Roten Sohn, Leif, von einem der norwegischen Königshöfe nach Grönland heimsegelnd, auf sturmverschlagenem Drachen Nordamerika entdeckte — um 1000 n. Chr. — nähert Europa sich der Neuen Welt in steigend geometrischer Progression.

Als nach der Rückkehr jenes skandinavischen Odysseus auch andere grönländer Recken das merkwürdige „Vinland“ sehen wollten, mußten sie sich von einem Frühjahr bis zum nächsten an den Nordküsten des Atlantischen Ozeans entlang tasten. 500 Jahre später braucht Kolumbus von Spanien nach Bahama — den Aufenthalt in Gran Canaria abgerechnet — $1^1/_4$ Monat. 1869 fährt die „Westfalia“ von Cuxhaven nach

New York 14 Tage — „kolossale Schnelligkeit!“ meint der Briefschreiber. Heute durchquert man dieselbe Strecke in weniger als einer Woche. Und so wird sich die Dauer der Überfahrt immer weiter reduzieren — bis das Wasser den Rekord an die Luft abgibt.

Als der neue Geschäftsträger in Mexiko eintraf, herrschte dort die Stille nach dem Orkan. Gleich geknickten Zweigen erzählten halblaute Erinnerungen vom vorübergerauschten Kaisertum ...

Benito Juarez hatte gesiegt.

Von der dunkeln Flut der Revolution emporgehoben, stand der braune Präsident auf der Höhe der Macht. Die düstere Erscheinung mit dem regungslosen Gesicht, der breiten Narbe und den stechenden Augen taucht wiederholt in den Briefen auf. Vielleicht dürfen die politischen Stürme, welche seinem Erfolg voraufgingen — so bekannt sie sind — kurz ins Gedächtnis zurückgerufen werden.

Das Leben des ehemaligen Hirtenknaben ist abenteuerlich wie ganz Mexiko.

Ein Nachkomme der alten Zapoteken, zäh, gefühllos, den richtigen Augenblick erspähend, wurde er zuerst Advokat, erhielt unter dem stammverwandten Alvarez einen Ministerposten und wenige Jahre später die Leitung des obersten Gerichtshofs, die ihn, nach mexikanischer Verfassung, zum Präsidentenstuhl führte. Auch Nordamerika unterstützte in kluger Voraussicht diesen Aufstieg — gegen Gewährung von Etappenstraßen, welche der Monroedoktrin die „Wege“ durch Mexiko ebneten.

Nun erklärte Juarez (vielleicht nicht ohne atavistische Regung seines indianischen Bluts) dem spanisch-römischen Kirchenregiment den Krieg, indem er das Programm der Liberalen rücksichtslos

durchführte: Religionsfreiheit, Aufhebung der Klöster, Zivilehe, Konfiskation der Kirchengüter.

Von Priesterschaft und Militär gehaßt, mußte er dem klerikalen Gegenpräsidenten Miramon weichen — jenem tapfern General, den er später erschießen ließ. Doch schon 1861 zog er, getragen von der Gunst der Liberalen und der Sympathie der Eingeborenen, als Oberhaupt der Nation in die Hauptstadt.

Nun wandte sich die klerikale Partei um Hilfe an den „Schützer des Heiligen Stuhls" — den Kaiser Napoleon — und versprach dafür, die von ihm gewünschte „Reorganisation des lateinischen Elements" in Mexiko und den dortigen französischen Einfluß zu unterstützen. Der Traum des gekrönten Abenteurers an der Seine — einer seiner vielen! — schien Wirklichkeit zu werden: ein lateinisch-zentralamerikanisches Reich, von den Tuilerien aus gelenkt, exploitiert, gemeinsam mit den Südstaaten der Union ein Bollwerk gegen die verhaßte Monroedoktrin des puritanischen Nordens!

Trotz aller Reformen — vielleicht sogar durch sie — hatte die juaristische Regierung den Staat an den Rand des Bankrotts gebracht. Der äußere Anlaß für eine Intervention der Mächte war gegeben.

Durch die Londoner Konvention vom 31. Oktober 1861 schlossen England und Spanien sich der von Napoleon inszenierten Expedition an, jenem „Feldzug habsüchtiger Gläubiger", wie ihn Garcia-Caldéron*) nennt, ließen aber nach einem Kompromiß mit Juarez ihre Truppen bald wieder einschiffen. Die Franzosen dagegen blieben, wurden jedoch bei der Belagerung Pueblas zurückgeschlagen. Erregung in Paris. Die Trikolore verlangt Genugtuung. 22000 Mann Verstärkung

*) F. Garcia-Caldéron, Die lateinischen Demokratien Amerikas. Mit einem Vorwort von Raymond Poincaré. Leipzig, Koehler, 1913.

gehen nach Mexiko ab: Juarez entweicht gen Norden. General Forey rückt in die Landeshauptstadt. Dort setzt Napoleon eine Regentschaft ein und läßt dem Erzherzog Maximilian das — heute würde man sagen: „Kino" einer allgemeinen Volksabstimmung vorführen, welche unter dem Blitzen der französischen Bajonette für die Wahl des Habsburgers zum Kaiser nicht anders als günstig ausfallen konnte.

Die verschiedenartigsten Interessen verfolgten hier denselben Zweck.

Napoleon rechnete für die Ausführung seiner Machtpläne auf die Gefügigkeit des von ihm „kreirten" Herrschers.

Der Vatikan nahm an, daß dieser Fürst, der zwar liberalen Ideen zugänglich, sonst aber gutkatholisch war, den von Juarez unterwühlten Einfluß des Klerus um jeden Preis stützen werde.

Die spanisch-mexikanische Aristokratie erhoffte von der monarchischen Staatsform alles — für sich und für die Kirche!

Dagegen sah Uncle Sam, vorläufig noch mit seinem, über der Sklavenfrage entbrannten Bürgerkrieg beschäftigt, nicht ohne Ironie Maximilian am 12. Juni 1864 den Thron besteigen — in einer Republik, welche von der Union nach wie vor als solche anerkannt wurde! Der schwärmerische Erzherzog wähnte, in der Neuen Welt das Erbe seines Ahnen, Karls des Fünften, anzutreten. Allerdings trennten ihn von jenem Sammler irdischer Uhren nur drei Pendelschläge der Ewigkeit — doch jeder von ihnen umfaßte einen Zeitraum von 100 Jahren!

Schon der Beginn der Regierung brachte Enttäuschungen. Der mittlere Teil des Landes war kaiserlich. Im Süden aber verteidigte Porfirio Diaz, im Norden der greise indianische Expräsident Alvarez die Sache des unverwüstlichen Juarez. Bezeichnend für die damalige Situation ist folgende lakonische

Notiz im Gothaer Hofkalender von 1866 über die mexikanische Regierung:

I. Die Republikanische.

Sitz: zurzeit Chihuahua. Präsident: Lic. Benito Juarez.

II. Die Kaiserliche.

Sitz: Hauptstadt Mexiko.

Der stete Wechsel in Staatsleitung und politischem Regime war nicht ohne Folgen für die inneren Verhältnisse des Landes geblieben: die Parteigegensätze hatten sich verschärft. Erbittert bekämpften sich Klerus und Behörden. Der neue Herrscher, der schon in Rom der Hoffnung auf Beilegung des Kirchenstreits Ausdruck gegeben hatte, drängte den Vatikan, einen Nuntius zu entsenden.

Der sehnsüchtig Erwartete kam. Doch statt des erhofften Konkordats präsentierte er den römischen Wechsel: Aufhebung der Reformgesetze und Rückerstattung des Kirchenvermögens. Das aber war von der juaristischen Regierung zum Teil längst veräußert. Maximilian stand vor unerfüllbaren Forderungen.

Point d'argent, point de Suisse! Von den Kanzeln, die sich über den Götzentempeln des farbigen Kaisers Montezuma erheben — aztekisch heißt er Motecuhçoma (der zürnende Herr) — wurde gegen seinen weißen Nachfolger gepredigt.

Wenn Politik die Kunst des Möglichen ist, fragt man sich, welches Interesse der sonst so kluge Kardinalstaatssekretär Antonelli haben konnte, Maximilian in diese Zwangslage zu bringen, Mexiko dem Kirchenfeind Juarez in die Arme zu treiben.

Noch komplizierter ward die Lage der Monarchie durch die Ereignisse in der Union: der Sieg der Nord- über die Südstaaten war entschieden. Präsident Grant ersuchte den Kaiser der Franzosen, die Machtsphäre des Sternenbanners zu räumen.

Unter Verwünschungen der Bevölkerung verschwanden die, durch ihren Übermut verhaßten, gallischen Truppen samt Fremdenlegion — entgegen der von Napoleon durch den Pariser Vertrag vom 12. März 1864 Maximilian gegenüber eingegangenen Verpflichtung. Die Maßregel erfolgte nicht allein im Hinblick auf die drohende Haltung Nordamerikas, sondern auch — wie kurz vorher die Zurückziehung der Armée d'occupation aus dem römischen Kirchenstaat — unter dem drohenden Schatten des aufsteigenden Preußenaars. Waren es doch ausgesuchte Truppen und Führer, welche das exotische Abenteuer in — vielleicht naher — kritischer Zeit von Frankreich ferngehalten hätte!

Nun erhob in Mexiko die Revolution das Haupt.

Maximilian, von Frankreich verlassen, im Kloster von Queretaro von den Juaristen umzingelt, fiel durch die Treulosigkeit seines Freundes, des Obersten Lopez, in die Hände der Gegner.

Die Instruktion zur Einleitung des kriegsrechtlichen Verfahrens gegen die drei Hauptangeklagten „Ferdinand Maximilian von Habsburg und die sogenannten Generale Miramon und Mejia" zeigt die Schule der französischen Revolution und beleuchtet zugleich die Anschauungen des juaristischen Lagers. In dem Schriftstück heißt es:

„Nachdem Mexiko die Unglücksfälle eines fünfzigjährigen Bürgerkrieges erlitten und das Volk jene korrupten Klassen unterdrückt und besiegt hatte, welche, um ihren eigenen Interessen zu dienen, alle nationalen Interessen der Republik aufopferten, beriefen die verworfensten Reste der besiegten Klassen den Fremden in der Hoffnung, durch seine Hilfe ihre Rachegelüste zu befriedigen. Sie beuteten den Ehrgeiz und die Unkenntnis eines fremden Monarchen aus, und vor der Republik

erschienen in verbrecherischer Verbindung die Intervention des Auslandes und der Verrat." *)

Juarez, vom Minister des Äußern, Lerdo, angefeuert, bestätigte das Todesurteil.

Man muß sich hier des verhängnisvollen Dekrets vom 3. Oktober 1865 erinnern — Bazaine soll es inspiriert haben — durch welches Maximilian den mexikanischen Präsidenten geächtet und bestimmt hatte, daß alle zu ihm haltenden Militärs als „Verbrecher" binnen 24 Stunden zu füsilieren seien — was auch zehn Tage nach dem Erlaß an einem General und mehreren Obersten ausgeführt wurde.

Kaiserin Charlotte war nach Paris geeilt, um zu spät zu erkennen: „Eine Enkelin Louis Philipps hätte sich niemals auf einen Bonaparte verlassen sollen." Als auch in Rom der Heilige Vater, dessen Segen das Kaiserpaar ins Märchenreich begleitet hatte, keine Hilfe gewähren konnte, umfing geistige Nacht die Enttäuschte ...

Der ritterliche Habsburger fiel auf dem Hügel von Queretaro durch ein schlechtzielendes Peloton der Republik. Erlegen ist er anderen Gewalten: der Doppelzüngigkeit Napoleons, dem Verrat eines „Freundes", der Unerfüllbarkeit klerikaler Ansprüche, der Eifersucht Nordamerikas und vielleicht noch einer fünften gegnerischen Dimension — dem eigenen Idealismus.

Bereits über ein Jahr ruhte der Kaiser in der Gruft seiner Ahnen, als nachfolgende Briefe entstanden. Und doch wirkt hier die beiläufige Erwähnung des unglücklichen Herrschers vielleicht melancholischer als die eingehendste Schilderung seines

*) Geschichte der Regierung des Kaisers Maximilian I. und die französische Intervention 1861—1867. Dr. Ernst Schmit Ritter von Tavera. Wien u. Leipzig 1903. Bd. II, S. 387.



Endes — wie im Drama der Tod, den man nur ahnt, manchmal am tiefsten ergreift.

Dieselbe Fregatte — die „Novara", welche der Leser der „Römischen Briefe" mit dem Kaiser nach Mexiko ziehen sah — brachte seine irdischen Reste der heimatlichen Erde zurück.

Damit waren freilich die innerpolitischen Streitigkeiten des Landes nicht beendet. Der fähige, leichtsinnige Lerdo de Tejada, mit dem Schlözer den Handelstraktat ausgearbeitet hatte, suchte vergeblich, Juarez zu stürzen. Letzterer starb 1872 auf unnatürliche Weise, denn er wurde nicht ermordet. Jener Lerdo folgte ihm als Präsident. Seitdem wechseln Usurpatoren, Prätendenten und Diktatoren nach wie vor. Selbst der patriotische Tyrann Porfirio Diaz vermochte sich auf die Dauer nicht zu behaupten. Nordamerika aber wacht über der ehemaligen Kolonie des Habsburgischen Weltreichs, Europas Interessen auf das wirtschaftliche und wissenschaftliche Gebiet beschränkend.

Auf letzterem wurde Humboldts grundlegende Erforschung des Landes glänzend fortgesetzt durch die hervorragenden Arbeiten von Eduard Seler, Zelia Nuttall, Maudslay und die jüngsten Ausgrabungen, vor allem in der Hauptstadt selbst.

Für die deutsche Handelspolitik bildet der Vertrag, den Schlözer am 28. August 1869 ratifizierte, noch jetzt die Grundlage der kommerziellen Beziehungen beider Staaten.

Die Briefe aus Mexiko enden bereits mit dem März 1871, wo ihr Verfasser zum Gesandten des neuen Deutschen Reichs für die Vereinigten Staaten von Amerika ernannt wurde. Während ersterer Posten weniger gesucht und deshalb ohne „Wettbewerb" war, erwachte mit dem Avancement der Neid

in seiner üblichen Form: der Erfindung. Man glissierte z. B. dem Fürsten Bismarck, Schlözer suche durch den Einfluß des ihm wohlgesinnten Kronprinzen Friedrich Wilhelm statt Washington einen europäischen Posten zu erlangen. Bekannt ist, welchen Zorn bei Bismarck jede Umgehung seiner Persönlichkeit auslöste. Andererseits kannte er den Zweck solcher Ausstreuungen zu gut, um nicht den Gesandten vertraulich sondieren zu lassen. Dieser antwortete mit einem, später von den „Hamburger Nachrichten" wiedergegebenen Brief, in welchem es heißt:

„Durch einen glänzenden Sprung hat Fürst Bismarck mich von Mexiko nach Washington gelangen lassen. Hier widme ich der mir gestellten Aufgabe meine ganze Kraft.

Persönliche Wünsche habe ich während meiner Dienstzeit dem Ministerium gegenüber niemals laut werden lassen.

Stets habe ich das Schicksal walten lassen, nur selten und leise in dasselbe eingegriffen und mich bei dieser Sorglosigkeit, in der ich durch meine Ehelosigkeit und gute Gesundheit unterstützt wurde, sehr wohl befunden.

Wünsche auszusprechen in bezug auf Karriere — dritte Persönlichkeiten zu meinen Gunsten in Bewegung setzen — die dienstliche Stellung von Privatinteressen abhängig machen — das alles sind Dinge, für die ich gar kein Geschick besitze, die mir gewissermaßen unheimlich erscheinen und die mir jetzt noch fremder als zuvor sind, jetzt, seitdem wir unter der Leitung eines Fürsten Bismarck stehen.

Wohin dieser mich stellt, da suche ich nach Kräften meine Schuldigkeit zu erfüllen."

Die nachfolgenden Zeilen umfassen lediglich die mexikanische Zeit Kurd von Schlözers, der — wenn auch erfüllt von römischer Abschiedstrauer und der Hoffnung, dereinst in die

„Ewige Stadt“ zurückzukehren — mit vollen Segeln des Patriotismus dem Ort seiner neuen Bestimmung entgegeneilt.

Lassen wir den Briefschreiber selber erzählen, wie es ihm unter den Azteken erging.

Karl von Schlözer

1869

Hamburg, Hotel Europe,
Mittwoch früh, 10. März 1869.

Meine teure Mutter, bevor ich Europa verlasse, muß ich Dir noch einmal ein inniges Lebewohl zurufen. Ich schiffe mich also heute auf der „Westfalia“ nach Nova York ein.

In Berlin verlebte ich schrecklich geschäftige und amüsante Tage; dabei Besuche, Verhandlungen, Diners, Soupers ohne Ende. Bismarck war in bester Stimmung.

Auf einem der Diners war ich Nachbar einer schönen Römerin; aber je mehr wir Italienisch sprachen, desto mehr war ich in der „Ewigen Stadt“ und desto melancholischer wurde ich innerlich.

Gestern habe ich den ganzen Tag mit Mexikanern allen Kalibers verkehrt und viele interessante und nützliche Persönlichkeiten kennen gelernt. Das Feld der künftigen transozeanischen Tätigkeit ist dadurch schon jetzt kein ganz neues für mich, was dem Handels- und Schiffahrtsvertrag, den ich mit den Herren Azteken abschließen soll, hoffentlich zugute kommen wird.

Am Bord der „Westfalia“,
Sonnabend früh, 13. März 1869.

Angesichts von Havre melde ich Dir aus der Kajüte der „Westfalia“ mit einer widerspenstigen Schiffsfeder, daß wir diese Nacht 1 Uhr hier angelangt sind. Wenn alles gut geht,

werden wir am 23. in New York sein. Ich habe große, bequeme Kajüte und kann mit den Stewards „plattdütsch snaken". Wir bleiben hier leider 24 Stunden, um 104 Passagiere und Güter einzunehmen. Der Lotsenkapitän, der uns um die Falaisen herum aus der Bucht von Havre lotsen soll, nimmt diese Zeilen mit an Land. Ob sie auch ankommen?

New York, 25. März 1869.
Morgens 8 Uhr.

Von Havre gingen wir am 13. vormittags 11 Uhr bei günstigem Wind und herrlichem Wetter in See. Am Sonntag mittag hatten wir schon 376 Meilen — kolossale Schnelligkeit! — zurückgelegt.

Bis dahin waren alle Segel aufgesetzt. Sie verliehen den 800 Pferdekräften der Maschine auch noch Flügel!

Plötzlich aber drehte der Wind, und nun blieb er die ganze Fahrt hindurch konträr. Das Meer wurde stürmisch bewegt. Hagel, Schnee und Nebel machten sich die Herrschaft streitig. Eines Morgens waren Schiffsdeck und Taue mit Eis überzogen; Sturzseen fegten über das Schiff.

„Dat is 'n rechten Swinkram, min leeve Martin!"

„Ja, dat seggen Se man noch mal!" antwortete mir regelmäßig dieser nette Quarter-Master Martin Bruhn aus Eutin, wenn ich morgens die Treppe emporstieg. Unter den salzigen Spritzern waren wir da oben auf dem nassen Passagierdeck stets die einzigen lebenden Wesen. Dieser Martin wurde mir noch interessanter, als er sich rühmte, das schöne Rodensande am Kellersee und meinen guten Bruder mit eigenen Augen gesehen zu haben.

Solange es Wind und Wetter erlaubten, promenierte ich auf Deck. Als aber am 21. März die Wellen so hoch gingen,

daß man die Treppe überhaupt nicht mehr hinauf konnte und alle Skylights dicht geschlossen wurden — da hatte ich in meiner Kabine doch ein Gefühl, wie es Galeerensträflinge haben mögen. Und als ich am nächsten Morgen beim Erwachen von meinem hin und her schaukelnden Lager durch die runden Fenster sah, wie die grauen Wellen mit dem Nebelhimmel zusammenflossen, und mir dann ein Erwachen im Caffarelli mit dem Blick auf die lachende Campagna, den blauen Himmel Roms und die Aussicht auf einen göttlichen Tag vorstellte — da kam ich mir ganz furchtbar dumm vor.

Aber das ist jetzt vollständig vergessen, und die neuen, gigantischen Eindrücke haben solche Erinnerungen gänzlich in den Hintergrund gedrängt.

Die Nacht war noch recht stürmisch. Dazu kam, daß unsere Maschine täglich 180000 Pfund Kohlen verzehrt, das Gewicht der Ladung also im Lauf dieser 13 Tage bedeutend erleichtert und die Widerstandsfähigkeit des stolzen Dampfers gegen die Wellen stark gemindert war.

Als ich aber gestern früh 6 Uhr erwachte, strahlte die Sonne in alle Ecken der Kabine: das Meer hatte sich geglättet und glänzte in wunderbarer Bläue bis zum fernsten Horizont.

Nach der bewegten Nacht wirkte diese plötzliche wundervolle Ruhe wie Mendelssohns schöne Ouvertüre: Meeresstille und glückliche Fahrt.

Alles strömte an Deck. Die Auswanderer — 560 —, die sich im Zwischendeck noch viel ungemütlicher gefühlt haben mochten, hielten nun mit sehnsüchtigen Blicken Ausschau nach dem Lande, in dem sie ihr neues Glück zu finden hofften.

Einsam trieb der frisch abgebrochene Mast eines vielleicht ganz nahe befindlichen Wracks mit noch voller Takelage — ein schwimmendes Menetekel — an uns vorüber.

Hundert Seemeilen von New York entfernt trafen wir schon ein Lotsenboot. „In Europa," bemerkte mir unser fixer Kapitän Schwensen, „müssen die Schiffe die Lotsen aufsuchen; in Amerika geht aber die Industrie so weit, daß sie uns oft schon auf 200 bis 300 Meilen entgegenkommen, um ihre 100 Dollar zu verdienen."

Wie eine Katze kletterte der Mann aus seiner Nußschale auf unsere riesige „Westfalia", und nun ging es frisch auf New York los.

Zunächst benutzte ich die ruhige Gangart unseres Dampfers, um mit dem ersten Ingenieur Libbertz die unteren Räume zu besichtigen und der Maschine, die während der langen Fahrt so treu Tag und Nacht für uns gearbeitet hatte, meine Visite abzustatten. Ein Riesenwerk! Vier große Kessel; darunter 24 tiefe Feuer, fortwährend unterhalten; 50 Mann Bedienung nur für die Maschinen! Jede Umdrehung der Schraube wird zur Kontrolle genau berechnet. In einem geschlossenen Kasten, der nur in Hamburg oder New York geöffnet werden kann und vorn ein offenes Visier hat, rückt bei jeder Volte der Schraube eine Zahl hinauf. Gestern früh hatten wir schon 610898; es ist spaßhaft anzusehen, wie sich hier die Arbeit des kolossalen Dampfers in Ziffern ausdrückt und diese auf einen Ruck in die höheren Register weiterspringen.

Nach der Inspektion der Maschinen tauchte ich mit dem Proviantmeister in die tiefsten Tiefen seiner Domäne. Da unten aber war's gar nicht fürchterlich! Im Gegenteil. In einem langen, mit Zink ausgeschlagenen Raum lagerten ganze Gletscher (50000 Pfund Eis), zwischen denen das vorzügliche Material an Fischen, Geflügel usw. aufgespeichert war. Der Weinkeller ist wohl versehen. Die Bäckerei produziert, wie in einer Stadt, jede Nacht frisches Brot. Die Patisserie liefert täglich ausgewählt gutes Backwerk.

Als wir alle diese gastronomischen Fragen gründlich erörtert und aus der Unterwelt wieder ans Tageslicht geklommen waren, zeigten sich am fernen Horizont bereits die ersten zartblauen Linien der Neuen Welt.

Das Wetter wurde immer prachtvoller, die Farbe des Meeres immer leuchtender. Zahlreiche weiße Segler zogen jubelnd an uns vorüber. Der erste größere Steamer, der uns entgegendampfte, trug die grün-weiß-rote Flagge Italiens, des ewig schönen Landes, wo ich so glücklich gewesen bin!

Allmählich wurde die Küste deutlicher, Kirchtürme tauchten auf, das Meer belebte sich mit Fahrzeugen aller Art. Um Mittag lag die Reede von New York vor uns. Gegen 2 Uhr nahte das Quarantäneschiff mit seiner gelben Flagge; ein Arzt stieg an Deck, um sich zu überzeugen, daß keine Krankheit an Bord herrsche. Alle Zwischendecker mußten Revue passieren. Komödie! Die Hauptsache ist der Champagner und Schinken, der diesem Esel gereicht werden muß, damit er rasch expediert. Dann erschien der kleine Postdampfer, um unsere zehn riesigen Postsäcke in seinem Straußenmagen aufzunehmen. Um 3 Uhr lagen wir am Quai, wo der Sekretär des Generalkonsulats mich infolge eines Schreibens von Delbrück erwartete. Er steuerte mich durch die Douane und brachte mich in das recht komfortable Hotel Brevoort.

Jetzt befinde ich mich also in der „Neuen Welt", wie sie seinerzeit genannt wurde; diese Bezeichnung ist auch heute noch ganz zutreffend, denn jeder Neuangekommene glaubt, sie bei jedem Schritt neu zu entdecken.

New York, Brevoorthouse, 5th Avenue corner 8th Str.
Donnerstag, 1. April 1869.

Guter Bruder, der 8. März, wo wir uns trennten, war recht grau und der Abschied auf dem Dampfer trotz der vielen

guten Freunde und der fröhlichen Musik der braven Elfer etwas trübe. Sage Schöning noch einmal Dank für seine Aufmerksamkeit; hoffentlich hat sich meine reizende Nichte Wanda nicht erkältet.

Die acht Tage, die ich hier und in Washington zugebracht habe, waren für mich sehr wichtig. Eine Menge der angenehmsten Bekanntschaften! Rösing, unser Generalkonsul, ein sehr tüchtiger Mann, die Liebenswürdigkeit selbst, hat mich mit einziger Gastfreundschaft aufgenommen: seine Frau, eine geborene von Ammon, ist eine heitere, anziehende Rheinländerin.

Ein ganz famöser Kerl ist auch Fritz Kapp, der wegen Teilnahme an den Frankfurter Septembertagen Deutschland verlassen und sich Anno 1851 — nachdem er auch aus Paris weggeräuchert war — hierher flüchten mußte. Ein großer, schöner Mann, aus Hamm gebürtig, Advokat. Er steht sich — allein durch diesen Beruf — auf jährlich etwa 50000 Dollars. Um das Deutschtum in Nordamerika hat er starke Verdienste. Viele Maßregeln zum Schutz der deutschen Einwanderer — soweit solcher möglich — sind sein Werk. Vorgestern zeigte er mir auf einer mehrstündigen Rundfahrt alle Etablissements zur Aufnahme der deutschen und irischen Emigranten. Für die mittellosen sind großartige Krankenhäuser und Räumlichkeiten auf Wards Island eingerichtet.

Die Ausschiffung sämtlicher Einwanderer (2—300000 jährlich) geschieht unterhalb der Stadt in Castel Garden, einem alten Befestigungswerk am Hudsonufer. Einst gegen die Engländer errichtet, wurde es später zu einem Theater umgewandelt und vor mehreren Jahren von der hiesigen Emigrationskommission angekauft, um die Ankömmlinge vor den raubgierigen Agenten, Wirten und anderen Seelenverkäufern zu

sichern. Dort finden sie einige Tage Obdach, bis sie Arbeit erhalten oder die Weiterreise ins Innere antreten. In denselben Räumen, in denen einst die göttliche Kunst einer Henriette Sonntag, Jenny Lind, Alboni, Grisi und anderer Größen die New Yorker Welt entzückte, wimmelt es jetzt von Einwanderern, die sich für die profansten menschlichen Beschäftigungen verdingen oder von ihren Angehörigen abgeholt werden, um die Reise nach deren Wohnsitzen gen Süd und West anzutreten.

Gestern abend war ich mit Rösings, nachdem ich bei ihnen gespeist, im Grand Opera House, wo Shakespeares „Tempest" mit ganz verwogener amerikanischer Musik, Monstreballetts und tollen Dekorationen aufgeführt wurde.

Dann kam Ostersonntag und Montag, die ich in Washington verlebte.

Nach New York Washington! Eine stille Stadt mit furchtbar breiten, fast ländlichen Straßen, deren Holzhäuser einen beinahe russischen Eindruck machen.

Gleich nach meiner Ankunft besuchte ich dort Karl Schurz, den einstigen badischen Revolutionär und Befreier Kinkels. Unter Lincoln wurde er Gesandter in Madrid; jetzt ist er mächtiges Mitglied des hiesigen Senats. Ich fand eine interessante, liebenswürdige Persönlichkeit, welche sich das wärmste Gefühl für Deutschland bewahrt hat und hier großen Zwickel spielt. Dann zu Gerolt, unserem Gesandten, bei dem ich speiste.

Am Montag Dejeuner bei Cerutti, italienischem Vertreter, mit dem ich wieder in der lingua toscana schwärmen konnte.

Dann mit Gerolt Besuche im Departement of State, wo ich den Herren Hamilton Fish und Hunter, den hiesigen Thile und Abeken, vorgestellt ward.

Und dann — aufs Kapitol. O Rom! Ich wohnte einer Sitzung des Senats und der Repräsentanten bei und muß gestehen, daß die Verhandlungen einen sehr großzügigen Eindruck machten.

Um 4 Uhr empfing die Gemahlin des Präsidenten Grant im Whitehouse das ganze diplomatische Korps, Männchen und Weibchen, denen ich mich anschloß. Abends dampfte ich wieder im sleeping room nach New York zurück.

Das alles, mit seinen Gegensätzen zwischen Alter und Neuer Welt, war unbändig interessant.

Aber die ganze hiesige Wirtschaft, dieses riesige Geschäftstreiben, der dämonische Verkehr und Lärm auf dem Broadway, das Jagen nach Reichtum, das jedem an der Stirn geschrieben steht — Lenau, der auch einmal in den Vereinigten Staaten war, braucht dafür einen stärkeren Ausdruck — sagt den Deutschen meist nicht zu, und mancher, wenn er hier auch noch so viel Geld verdient, mag sich im Innern seiner Seele nach der Heimat zurücksehnen.

Heute schiffe ich mich nun um 3 Uhr nachmittags auf dem „Eagle" nach Habana ein, um von dort mit dem ersten französischen Steamer nach Veracruz zu fahren. Ist er schon fort, so habe ich 14 Tage in Cuba zu warten, weil erst dann wieder ein (englischer) Dampfer fällig ist. Ich muß es aber riskieren, denn es drängt mich, endlich den Ort meiner Bestimmung zu erreichen.

Habana, Freitag, 9. April 1869.

Teure Mutter, seit drei Tagen befinde ich mich unter dem Tropenhimmel und lebe ein paradiesisches Leben in dieser romantischen Hauptstadt der Insel Cuba, der „Reina de las Antillas".

Die Fahrt von New York zeigte allerdings bald, daß für den, welcher eine „Westfalia“ kennen lernte — jenem „Prachtkoloß“, wie ihn selbst die Yankee-Blätter nennen — andere Dampfer überhaupt nicht mehr zählen.

Die Fahrt geht zwischen Küste und Golfstrom. Letzterer ist ein sonderbares Institut. Er strömt von Süden nach Norden, und zwar mit solcher Vehemenz, daß er sich durch keinerlei Verlockung der atlantischen Wogen zu einer Vereinigung mit ihnen bewegen läßt, sondern seine Lebensbahn als Hagestolz durchkämpft. Später wendet er sich gen Osten, um dann endlich bei Norwegen im salzigen All aufzugehn. Noch in der südlichen Gegend von New Foundland ist der Eigensinn dieses Golfstromes so groß, daß er — wie Kapitän Schwensen mir während der Fahrt augenscheinlich nachwies — deutlich durch seine Farbe zu erkennen ist: ein Fluß im Wasser! Ein gigantisches Gegenstück zur grünlichen Rhône, die nach dem Einströmen in den Genfersee meilenlang ein ganz selbständiges Dasein führt. Während der Gletscherfluß aber kühl bis ans Herz hinan bleibt, bewahrt der Golfstrom sein hitziges Temperament bis in die höchsten arktischen Regionen.

Beim Ausfluß aus dem Golf ist der Strom 119 Seemeilen breit. Die Wucht seines Wassers ist dort so mächtig, daß man ihn bei der Fahrt nach Süden sorgfältig vermeidet, während die Schiffer auf der entgegengesetzten Route — Habana—New York — den Strom sofort aufsuchen, um auf seinem Rücken die Reise 24 Stunden schneller als umgekehrt zurückzulegen.

Als wir am Donnerstag New York verließen, war der Abend noch empfindlich kalt, so daß ich, um auf Deck sitzen zu können, den Pelz anzog, ohne den ich — nebenbei bemerkt — auf der „Westfalia“ angefroren wäre.

Aber schon am Sonntag machte sich die Nähe der Tropenwärme fühlbar.

Am Montag fuhren wir den ganzen Tag, von Auf- bis Untergang der Sonne, hart an den waldigen Ufern Floridas, deren dunkle, palmenüberragte Silhouette sich scharf vom Abendhimmel abhob.

Abends 7 Uhr kamen wir in die erwähnte Golfströmung, die wir etwa 12 Stunden lang durchqueren mußten. Dabei wurde es schon recht tüchtig heiß. Und am Dienstag führte der Südwind uns so hohe Thermometergrade zu, daß alle Reisenden nichts sehnlicher wünschten, als bald an Land gehen zu können, um nicht noch eine Nacht in den siedendheißen Kajüten zuzubringen.

Um 2½ Uhr sahen wir bereits die Küste von Cuba; jeder freute sich auf die schönen, luftigen Betten im Hotel Inglaterra oder Santa Isabel.

Hoffnungsvoll steuerte der „Eagle“ um die Forts Morro und Cabaña — stolze Überreste der einstigen spanischen Weltherrschaft! — in den prachtvollen Hafen, aus dessen Mastenwald mir sofort die norddeutschen Flaggen der beiden Kriegsschiffe „Niobe“ und „Viktoria“ heimatlich entgegenwinkten.

Jeder der Passagiere hoffte nun, möglichst rasch von Bord zu kommen, aber keiner hatte daran gedacht, daß wir uns angesichts einer Insel befanden, welche alljährlich eine Blüte zeitigt, die man „Revolution“ nennt. Diese kleine Eigentümlichkeit hatte dort die Paßformalitäten so kompliziert, daß sie sich nicht so leicht abwickeln ließen. Darüber ward es 6 Uhr; die alte, gute Tropensonne, die sich den ganzen Tag über so schrecklich heiß gearbeitet hatte, wollte nun auch mal etwas Ruhe haben. Vom Strand klang das Ave Maria herüber, die Herren Douaniers schlossen ihre Bude, und somit mußten die

Gedanken der Schiffsgesellschaft auf alle die schönen Speisen und Genüsse der Nachtruhe in „Inglaterra“ und „Isabel“ Verzicht leisten und sich von neuem mit dem unglücklichen Kajütenlager vertraut machen.

Kapitän Kinderling von der „Viktoria“, der durch den hiesigen norddeutschen Generalkonsul Louis Will Nachricht von meiner möglichen Ankunft erhalten hatte, war so freundlich, mir sogleich eine Schaluppe mit einem Offizier und der Einladung zu senden, die Nacht an Bord des Kriegsschiffs zuzubringen. So verführerisch das auch war, konnte ich es doch nicht annehmen, denn der spanische Generalgouverneur Dulce hatte die Pässe noch nicht eingesehen und, trotz seines süßen Namens, drakonischen Befehl erlassen, keinen Passagier vor Mittwoch auszuschiffen. Solche Herrscher sind hier so lange Tyrannen, bis sie von anderen abgelöst werden und dann selber gegen die Gewalthaber donnern. Ich mußte also dem Offizier danken und konnte ihn nur bitten, meine Karte an Herrn Will zu besorgen, dem ich brieflich eine betreffende Depesche in Aussicht gestellt hatte. Die war aber doch nicht expediert, teils weil ich stets leichtsinnig bin, teils weil ich dachte, man würde wohl à la Columbus auch ohne Telegramm landen können.

Da saß ich nun — oder vielmehr stand — an Deck des „Eagle“, sah das gelobte Land wenige Schritte vor mir und hatte Zeit, in der Dunkelheit die Umrisse des Hafens mit seinen Lichtern zu studieren — stets mit dem Rückblick auf die heiße Kajüte und das schmale Bett!

Dio mio! Hätte ich doch von New York depeschiert! Dann würde Herr Will, ein omnipotenter Mann in Habana, dem Herrn Dulce deutlich gemacht haben, daß ich sofort mit meinem gesamten Gepäck an Land gehen müsse.

Die anderen Leidensgefährten hatten sich bereits schneckenartig in ihre Gehäuse zurückgezogen.

Schon wollte ich ihrem Beispiel folgen — da ließ sich durch die Stille der Nacht leises Plätschern vernehmen — es kam näher — ein Boot schob sich an den Dampfer, und in der Dunkelheit stieg eine hohe Gestalt die Fallreeptreppe hinan.

Das war denn wirklich der liebenswürdige Herr Will, der gleich nach Empfang meiner Karte freie Passage erwirkt und nun, trotz vorgerückter Stunde, noch gekommen war, um mich zu holen und mich einzuladen, bei ihm abzusteigen!

Man soll niemals im Leben verzweifeln. Ich werde aber auch nicht so leicht diesen Moment des 6. April 1869 vergessen. Denn nun entwickelte sich der reizendste Abend.

Will stammt aus Oldenburg, seine Familie ist englischen Ursprungs. Er ist bereits lange in Habana und seit 1861 preußischer Konsul, aus dem sich dann vor einigen Monaten der norddeutsche Generalkonsul entpuppte. Ein Vierziger, groß, mit feinem, ruhigen Gesicht. Er lahmt etwas, weil er im vorigen Jahre in Bonn, wo er sich angekauft, beim Schlittschuhlaufen ein Bein gebrochen hat. Seit 12 Jahren ist er mit einer Creolin verheiratet, Señora Minna, einer lebhaften, liebenswürdigen, dabei recht gescheiten Dame, die unsere deutsche Sprache ganz fertig erlernt hat.

In der Straße Aguiar bewohnen sie eines jener alten spanischen Palais, von denen es hier noch viele gibt und die alle mit großer Opulenz aufgeführt sind. Wie die meisten Häuser in Habana sind auch diese Palazzi einstöckig. Den geräumigen Patio umgeben schöne hohe Säle, aus denen man nach der Straße hin auf erhöhte Parterre-Balkons tritt.

Die Treppen in diesen Palästen sind meist aus Marmor, den sich die üppigen Spanier der alten Zeit aus Carrara nach

Habana transportieren ließen. Auch die Säle haben marmorne Fußböden, schöngeschmiedete Geländer ranken die Treppen empor; in den Fenstern viel buntes Glas. Einen Vergleich mit der gedämpften Farbenpracht unserer alten Kirchenfenster würden sie allerdings wohl scheuen.

Als wir spät abends durch das hohe Portal in den Will-schen Palast traten und die weiße Freitreppe hinanschritten, da merkte ich bald, daß ich mich — nach New York — wieder einmal in einer ganz neuen Welt befand. So mag es etwa im 16. oder 17. Jahrhundert im Palazzo eines reichen genuesischen oder venezianischen Handelsherrn ausgesehen haben, zur Zeit, als diese Granden noch wirklichen Welthandel trieben und sich noch nicht begnügten, vom Erbe genialer Vorfahren zu leben.

Ein tropischer Spezereigeruch umfängt einen, wenn man solchen exotischen Gebäudekomplex betritt. Einfahrt und Hofraum sind rundumher mit hohen Kisten und Waren vollgeschichtet. Oben, im ersten Stock, liegen nach vorn Kontore und Konsulatsbureau. Rückwärts, umgeben von Wohnzimmern, eine in Licht- und Blumenpracht strahlende Kuppelhalle. Hier verlebten wir den Abend in Gesellschaft der liebenswürdigen Damen der Familie, paradiesischer Früchte und auserlesener Weine. Sehr spät erst — oder vielmehr sehr früh — gingen wir zur Ruhe, und ich bezweifle, daß in dieser Nacht irgendein Habanese oder Cubaner einen Schlaf getan, der an Tiefe und Gründlichkeit dem meinen gleichgekommen wäre.

Seit Mittwoch früh betrachte ich mir nun die Stadt von allen Seiten. Das Ganze bizarr, phantastisch.

Schon die allgemeine Physiognomie ist durch die Enge der Straßen, die Niedrigkeit der Häuser ganz absonderlich, das Menschengewirr farbenreich: alle Schattierungen wogen durcheinander, Mulatten, Creolen und Negerinnen in langen, weißen

Schleppkleidern, die sie kokett aufheben, um nicht von den reizenden „Volantes“ beschmutzt zu werden, rasch dahineilenden Einspännern, denen mitunter nach russischer Art ein Galopin beigegeben ist — hier ein Neger-Jokey, der sich sehr scherzhaft ausnimmt. Dazwischen bewegen sich in stolzer Haltung die feingekleideten Spanier.

Romantisch schön ist die Plaza de Armas mit ihren vier hohen wogenden Palmen in der Mitte, von Blumen und tropischen Gewächsen umkränzt. Dort liegt auch das Palais des General- und des Zivilgouverneurs. Letzterem brachte gestern das Musikkorps der Volontairs (der hiesigen Nationalgarde) eine lärmende Serenade. Rings um den Platz loderten Fackeln und warfen im Verein mit bengalischem Feuer hin und her tanzende Schattenrisse der Bäume und Volksmassen auf die rotbeleuchteten Häuserreihen.

Habana, Mittwoch, den 14. April 1869.

Noch immer bin ich im Zauberbann von Habana, im herrlichen Palazzo Will. Seine Gastfreundschaft kommt wohl nur derjenigen gleich, von der wir in alten Märchen lesen.

Gestern früh besuchte ich in der Kathedrale das Grab des Columbus. Seine Leiche ward ursprünglich auf seinen Wunsch — obgleich er in Spanien starb — in St. Domingo beigesetzt. Als diese Insel unter französische Herrschaft gelangte, wurde der große Weltreisende von den Spaniern nach Habana verfrachtet. Am 15. Januar 1796 langte er hier auf dem Kriegsschiffe „San Lorenzo“ an, wurde vom General Las Casas und dem Erzbischof feierlich empfangen und dann in der Kathedrale links vom Hochaltar beigesetzt. Eine Marmortafel ist dort angebracht; sie zeigt sein mittelmäßiges Porträt, darunter die Inschrift: O Restos e Imagen del Grande Colon! Mil Siglos

durad, guardavos en la Orna (Urna) Y en la Remembranza de Nuestra Nación. (Tausend Jahrhunderte möget Ihr bleiben in der Urne und in der Erinnerung unserer Nation.)

Auf der Plaza de Armas erhebt sich eine Kapelle an jener Stelle, wo Columbus unter einem schattenspendenden Wollbaum die erste Messe zelebrieren ließ.

Andere historische Erinnerungen fehlen hier. Statt ihrer überwuchert die Gegenwart in Wundern der Natur die schöne Insel.

Vorigen Sonntag früh besuchte ich die nahe der Stadt gelegene Villa des Gouverneurs, die „Quinta de los molinos". Alleen gigantischer Königspalmen blicken stolz auf die niedrigeren Fächerpalmen, Bambusstauden und indianischen Lorbeerbäume zu ihren Füßen. In der Mitte des Parks liegt das elegante kleine Palais — dasselbe, in dem der geniale Abenteurer Serrano, jetzt Herzog de la Torre, als er hier noch Generalkapitän war, mit seiner Gattin, einer der schönsten Creolinnen, feenhafte Nachtfeste gab. Noch heute, nach zehn Jahren, spricht man hier mit Begeisterung von jenen Zeiten.

Gestern abend war Konzert und Ball bei unserem vis-à-vis, dem Señor Llano, einem reichen Plantagenbesitzer, der sich einen Palazzo im elegantesten Habaneserstil hat aufführen lassen. Ohne Etagen, denn der Creole findet es unbequem, Treppen zu steigen. Gleich beim Eingang von der Straße aus tritt man in den prachtvollen Empfangssalon; daran reihen sich kleinere Zimmer; in der Mitte der offene Patio mit seinen weißblendenden Marmorfliesen, in tropischem Blumenduft schwimmend. Seitwärts ziehen sich die luftigen Schlafgemächer hin. An solchen Hof schließt sich eine geräumige, hohe Speisehalle, die mit den Wirtschaftsräumen direkt in Verbindung steht.

In der Mitte des Patio plätschert stets ein Springbrunnen, der gestern abend mit Blumengirlanden, bunten Lampions und hohen Palmenzweigen, die ihn wie grüne Säulen umgaben, verziert war. Ähnlicher Schmuck in allen übrigen Räumen. Die Damen wogten in langen weißen Schleppen und breiten roten Echarpen. Nur die Matronen erscheinen in Schwarz und ebensolchen Mantillas.

Durch die laue Tropennacht vibrierten die Klänge cubanischer Volksmusik in ihren verschiedenen Rhythmen und Tonarten von ungemeinem Reiz. Verstärkt wird die Musik durch den Guiro. Mit letzterem Instrument kann ich mich allerdings nicht befreunden. Das ist eine Art Melone, die, wenn sie trocknet, sehr hart wird; darauf kratzt nun der Cubaner Bauernlümmel nach einem bestimmten Rhythmus wie besessen den ganzen Abend herum und bringt einen Ton hervor, als ob er zu irgendeinem unverständlichen Küchenzweck ein blechernes Reibeisen bearbeitete. Manchmal ist der Guiro auch von vornherein, zur Vereinfachung dieses unmelodischen Betriebs, von Blech angefertigt und hört sich dann noch toller an.*)

Nach Beendigung einiger schmelzender Gesangsstücke brillierte ein im Pariser Conservatoire ausgebildeter Habanese, Cervantes, auf einem Flügel mit Läufen und Trillern aus italienischen Opern.

Und dann begann la danza — ein graziös langsames Hin- und Herwiegen und -schieben auf dem glatten weißen Marmorboden des Hofs. Dabei wurde die Musik immer sinnlicher, aufregender. Das dauerte bis 3 Uhr morgens mit geringen

---

*) Von der „faszinierenden Wirkung dieses Instruments auf die starke Sensibilität der dunkelfarbigen Eingeborenen" erzählt Albert Friedenthal: Musik, Tanz und Dichtung bei den Kreolen Amerikas. Hausbücherverlag Berlin-Wilmersdorf 1913.

Unterbrechungen, die mit Eis, Limonaden und Verlobungen ausgefüllt wurden.

Dazwischen paffte alles ganz munter. Kirche und Opernhaus sind hier wohl die einzigen Orte, welche den Tabak nicht dulden. In einem kleinen Theater, welches wir vor einigen Abenden besuchten, brannten in allen Logen die schönsten Upmanns und Cabañas.

Ein junger Bremer, Franz Deichmann, ist mir als Mentor beigegeben. Gestern führte er mich in die große Cigarettenfabrik von Susini, in welcher alles produziert und geliefert wird, was zur Herstellung, Verpackung und Versendung der reizenden hiesigen Cigarette erforderlich ist; in dem einen Saal wird der Tabak präpariert und geschnitten; in einem anderen sieht man die Fabrikation des Papiers, dann dessen Zerschneidung, die Druckerei der Enveloppen mit ihren verschiedenartigen Etiketten und farbigen Bildern, die Herstellung der Tonnen, endlich die Verpackung der tausende und abertausende, die übers Meer ziehen und alle Länder überschwemmen.

Unter den Arbeitern befinden sich mehr als hundert Chinesen. Das Cigarettendrehen selbst geschieht nicht in der Fabrik, sondern wird von Soldaten, die keinen Dienst haben, in der Kaserne besorgt. Das nötige, bereits zubereitete Papier nebst Tabak wird ihnen dorthin geliefert. Man kauft also manchmal, ohne es zu ahnen, ganz kriegerische Cigaretten.

Ich traf in Habana noch keinen einzigen Menschen, der nicht passionierter Raucher gewesen wäre. Sogar während des Speisens zwischen Braten und plat doux muß der Calderaro, das kleine Kohlenbecken, antreten; und dann raucht man in aller Eile einen „Cigarillo", um später beim Kaffee zum größeren und schwereren Cigarrogeschütz überzugehen,

dessen Feuer bis zum letzten Atemzuge vor dem Schlafengehen unterhalten wird. Es liegt hier aber auch — wie mich alle Welt versichert und wie ich selbst spüre — etwas in der Luft, welches es zu ermöglichen scheint, mehr und stärkeren Tabak zu konsumieren als im nordischen Klima.

Und welch ein schönes Gefühl diese Sicherheit, mit der man hier an eine Cigarre geht — eine Cigarre, die unter dem Himmel Habanas gewachsen und gearbeitet ist!

Ähnlicher Genüsse gibt es hier noch eine Menge; die aromatische Chocolade, die kühlende Cocosmilch! Anfangs schmeckt sie freilich etwas weichlich, wirkt aber sehr erfrischend und blutreinigend. Einen Cacaolikör wie den hiesigen habe ich noch nie genossen. Der edle Reis ist eine so echt habanesische Speise, daß er zweimal am Tag, beim Gabelfrühstück wie beim Diner, unausbleiblich erscheint. Die Schildkrötensuppe verspeisen wir wie etwas ganz Gewöhnliches. Diese guten Tiere, die „Tortugas", werden jeden Morgen in großer Zahl und in riesigen Formaten von den Fischern auf die Pescaderia gebracht. Aus ihren vorweltlichen Schalen strecken sie dann dem Käufer ihre runzligen Köpfe mit einem fast verständnisvollen Gourmetlächeln entgegen.

Habana, 21. April 1869.

Die schönen Tage von Habana sind vorüber: morgen entführt mich die Kriegskorvette „Viktoria" nach Veracruz.

Vorigen Sonnabend fuhr ich mit Bekannten nach Matanzas. Drei Stunden Eisenbahn durch Palmenwälder und wunderbare Vegetation, die mit jeder Stunde die Physiognomie wechselte. Sonntag früh ging's in die berühmte Stalaktitenhöhle. Dann Dejeuner bei den Deutschen in Matanzas, darunter auch Hanseaten, mit vielem Sekt, plattdeutscher Unter-

haltung und furchtbarem Ulk. Um 12 Uhr weiter ins Land auf die Zuckerplantage Socorro, wo wir brillante Aufnahme fanden. Man sieht dort Landschaftsbilder wie auf den Holzschnitten alter Reisewerke: Palmen und Zuckerrohrfelder, belebt durch eine Staffage von Schwarzen und Chinesen, die auf Ochsenkarren Kisten fertigen Zuckers und große Tonnen Sirup forttransportieren oder mächtige Bündel von dem süßen Rohr in die Dampffabrik schleppen. Maschinen, die den Saft auspressen, arbeiten Tag und Nacht. Das Souper war sehr übermütig. Riesige Neger servierten, eine kleine Mohrin stand fliegenwedelnd hinter meinem Stuhl.

Heute war ich in der großen Cigarrenfabrik des Señor Partaras, der in Paris bei der Ausstellung die Goldene Medaille erhielt. Etwa 350 Menschen drehen dort täglich 60000 Cigarren. Es ist sehr amüsant, dieser Manipulation zuzusehen.

Jetzt wimmelt es hier von Freiwilligen, die — 1000 an der Zahl — aus Spanien eingetroffen sind, um die Insurrektion im Innern zu bekämpfen. Zu ihren Ehren war Montag abend große Vorstellung in der Oper, dem schönsten Haus, das ich kenne; Mailand mit seiner Scala und Neapel mit San Carlo können dagegen einpacken.

Gestern nachmittag besichtigte ich das imposante Fort Cabaña mit seinen dicken Mauern und 60 politischen Gefangenen, die bei den stetig wechselnden spanischen Gouverneuren wohl nie erfahren werden, welche von den politischen Überzeugungen, wegen deren sie hier sitzen, eigentlich die richtige ist.

In voriger Woche ist Hotel Inglaterra, wo ich absteigen wollte, Hals über Kopf abgebrannt. Wäre nicht der gastfreie Will, bei dem ich noch immer wohne, so hätte ich durch die Flammen meine sämtliche Bagage verloren.

Veracruz, 27. April 1869.

Nur ganz kurz will ich Dir, teure Mutter, sagen, daß ich gestern früh mit der „Viktoria“ angekommen bin. Ich wohne bei unserem Konsul Herrn d'Oleire. Der Empfang im hiesigen Hafen war „fürstlich“; es wurde nach Kräften mit Hissen von norddeutschen und mexikanischen Flaggen, mit Salutschüssen vom Fort San Juan de Ulua und donnernden Antworten aus unseren Kruppschen Kanonen gearbeitet. Abends machte mir der Stadtkommandant mit den höchsten Zivilbeamten seinen Besuch. Von der Hauptstadt her spielt der Telegraph, um Vorkehrungen zu meiner Weiterreise anzuordnen.

Mittags gab mir der Kommandant ein großes Diner, bei dem entsetzlich viel getoastet wurde. Abends veranstalteten die Honoratioren mir zu Ehren Souper und Ball.

Heute vormittag kam hier der englische Steamer an und verbreitete ein angeblich in New York angelangtes Telegramm, wonach zwischen Preußen und Frankreich Krieg ausgebrochen sei. An solche Unsicherheiten der politischen Nachrichten muß ich mich jetzt gewöhnen. Ein schrecklicher Zustand! In Habana, wo so mannigfache Verbindungen mit New York und Europa bestehen, hatte ich noch einige Fühlung mit Deutschland. Jetzt ist diese wie abgeschnitten, denn nach Veracruz kommen nur zweimal im Monat transatlantische Dampfer mit Neuigkeiten.

Mexiko, 8. Mai 1869.

Am 28. April dampfte ich früh 8 Uhr im Salonwagen der Regierung unter den Salven der Festungskanonen und dem Trommelwirbel der Ehrenwache aus dem Bahnhof von Veracruz meinem Traktat entgegen. Die letzte Eisenbahnstation (Paso del Macho) war bald erreicht. Dann ging es zwei Tage bei Staub und starker Hitze in der, von 8 Maultieren

gezogenen Diligencia weiter. Diese wurde, obgleich ich es mir verbeten hatte, auf speziellen Befehl des Präsidenten von einer berittenen Eskorte geleitet, deren stampfende Pferde uns fortwährend in undurchdringlichen Staub hüllten.

Am 30. April, nach kurzer Bahnfahrt, abends 6 Uhr Ankunft in Mexiko. Musik, Fahnen. Die Häupter der Kolonie am Bahnhof. Diner beim Vorstand des Deutschen Hauses, dem siebzigjährigen Benecke; abends 10 Uhr Serenade der Liedertafel mit Fahnen, Fackeln, Ansprachen, Gesang: „Was ist des Deutschen Vaterland". Die Hochs nahmen kein Ende, alter Rheinwein kreiste.

Zu den Hauptmitgliedern der hiesigen Kolonie gehört auch ein Herr Lübert aus Vierlanden. Er war, ohne eine offizielle Stellung zu haben, einer der vertrautesten Ratgeber des Kaisers Max. Seine schöne Gattin stammt aus einer altspanischen Familie Mexikos; ihre Cousine ist die Gemahlin des Marschalls Bazaine.*)

Nun habe ich bereits in feierlichem Empfang Juarez mein Akkreditiv überreicht, mit seinem Ministerpräsidenten Lerdo de Tejada dicke Freundschaft geschlossen und letzteren fast täglich gesehen, um bald den Handelsvertrag fertigzustellen.

Die Morgen sind hier gleichmäßig schön; der Himmel ist prachtvoll. Der Regen erlaubt sich in dieser Jahreszeit nur nachmittags, zwischen 3 und 5 Uhr, den Boden zu sprengen und erfrischende Kühle zu verbreiten — aber man ist doch furchtbar weit von Europa. Ich hörte nun seit vollen drei Monaten nicht eine Silbe aus der Heimat!

---

*) Letztere ist später bekannt geworden durch die Bewerkstelligung der Flucht ihres nach dem Deutsch-Französischen Krieg zu zwanzigjähriger Haft begnadigten Gatten von der Insel Ste. Marguerite bei Cannes. Später verließ sie ihn und kehrte nach Mexiko zurück. D. H.

Jedesmal, wenn ich zu Lerdo in den Palast gehe, komme ich in die Zimmer, welche Maximilian bewohnte. Auch Juarez empfing mich in den Prachtgemächern des einstigen Kaiserpaares. Am Palast hält dieselbe Garde Wache, welche den Kaiser in Queretaro erschießen mußte. Er soll aber nicht sofort durch die Flinten der schlecht zielenden Soldaten, sondern auf das Zeichen des kommandierenden Offiziers durch einen Revolverschuß des Unteroffiziers gefallen sein.*)

Mexiko, 9. Mai 1869.

Guter Bruder, ich bin recht beschäftigt! Fast täglich habe ich Konferenzen mit dem Premierminister Lerdo; er ist ein schlauer Kerl, äußerlich ganz angenehm, der richtige Indianer; eigentlich soll er es gewesen sein, der auf die Erschießung des Kaisers gedrängt hat. Juarez selbst war — höre ich — unschlüssig. Freitag hatte ich bei letzterem wieder Audienz. Die Prachtzimmer im Palast haben noch die ganze Einrichtung von Maximilian und der Kaiserin Charlotte. Da der kaffeebraune Herr Präsident — ein Indianer aus dem Stamme der Zapoteken — außer in der Sprache von Hernan Cortez sich nur noch in des Gottes Huitzilopochtli konsonantenreichem Idiom bewegt, dessen ich nicht ganz mächtig bin, hielt ich spanische Anrede. Juarez ist übrigens, abgesehen von seinen politischen Abenteuern, ein recht gemütliches Haus. Obgleich Inhaber

---

*) Über die Kaltblütigkeit, mit welcher der Kaiser und seine Generale in den Tod gingen, vergl. Harry Graf Keßler (Notizen über Mexiko. Egon Fleischel & Co., Berlin 1903, S. 189). Maximilian fragte den General Mejia am Abend vor ihrer gemeinsamen Hinrichtung scherzend, welcher Anzug für einen zum Tode verurteilten Feldherrn bei seiner Erschießung vorschriftsmäßig sei; worauf Mejia erwiderte: Das könne er Seiner Majestät nicht sagen, da er noch nie die Ehre gehabt habe, sich erschießen zu lassen. D. H.

einer legitimen Frau und Vater von sieben Kindern, verfügt er noch über eine Reihe von Nebendamen. Manchmal soll er die ganze Gesellschaft beisammen haben und dann als Hahn im Korb dazwischen sitzen.

Heute vor einem Jahr kam ich aus Florenz vom Kronprinzen. Damals ließ ich mir auch nicht träumen, daß ich ein Jahr später mit den beiden dunkeln Kaisererschießern Juarez und Lerdo einen Handelsvertrag ausarbeiten würde.

Wie bizarr, daß die Spanier in Mexiko — es sollen immerhin 20 bis 25 Prozent der Bevölkerung sein — sich heute von den Nachkommen derselben Indianer regieren lassen, die sie vor 350 Jahren massakrierten, zu Sklaven machten und ihrer federn- und smaragdgeschmückten Herrscher beraubten.

Sollte nicht bei dem stark entwickelten Sinn der Indianer für die Traditionen ihres Volkes dem Zapoteken Juarez, als er das Todesurteil des Kaisers Maximilian unterzeichnete, die Wandlung irdischer Dinge und jene Zeit vorgeschwebt haben, wo längst vor dem österreichischen Erzherzog ein Fremdling — auch ein weißer Mann aus dem „Lande der Götter" — in Mexiko eindrang, den Thron der Azteken einnahm und den letzten braunen Herrscher foltern ließ?*)

Mexiko, 7. Juni 1869.

Mein guter Wider, heute vor acht Tagen war ich kolossal fidel; ich erhielt Ihre beiden dicken Briefe vom März und

*) Dem jungen Erzherzog erscheint auf seiner ersten Tropenreise (1858 bis 1859) das Rauschen der Palmwipfel wie Geisterklage der erschlagenen Indianer, welche den Himmel anflehn, sie am weißen Volk zu rächen. „Ahnte der junge Dichter, daß ein Inder Amerikas einst sein Todesurteil aussprechen würde?" (Erzherzog Ferdinand Maximilian in Österreich, Kaiser von Mexiko, als Dichter und Schriftsteller. Dr. Euphemia von Ferro. Zürich, Verlag Füßli, 1911, S. 41.) D. H.

April! Das sonst ja nicht unintelligente Berlin hatte meine ganze Korrespondenz aufgespeichert, um sie erst dann abgehen zu lassen, wenn ich — auf meinem Posten angelangt sein würde! Wäre ich untergegangen, hätte die Wilhelmstraße freilich recht behalten. Auf diese Art war ich aber vom 10. März bis 1. Juni ohne irgendwelche Privatnachricht. Jetzt aber habe ich Ihre beiden Briefe und versichere Sie: es ist ganz fabelhaft schön und angenehm, hier, auf dem 7040 Fuß hohen Plateau in Mexiko einen Brief von Wilhelm Wider aus Rom zu erhalten! Wie freue ich mich, daß Sie und Flemming sich kennen gelernt und daß er Ihnen gefallen hat; er ist ein so guter, natürlicher, vorurteilsfreier und feingebildeter Mensch, der, nebenbei bemerkt, das Cello wie ein erster Künstler spielt. Finden Sie nicht, daß er im Äußern an Passini erinnert?

Die hiesigen Deutschen steigern sich in ihrer Freundlichkeit. So viel haben sie auch schon weg, daß, wenn sie mir einen rechten Gefallen tun wollen, sie mich nach Rom fragen. Aber es war doch Zeit, daß ich fortkam; denn mit Harry Arnim ging es nicht mehr; ich habe im Caffarelli, namentlich die letzte Zeit, und dann noch mehr in Berlin, die Überzeugung gewonnen, daß trotz seiner angenehmen Umgangsformen kein Verlaß auf ihn ist. Daher wird die Zahl seiner Freunde auch immer geringer.

Mexiko, 7. Juli 1869.

Meine innig geliebte Mutter, an die mangelhafte Kommunikation kann ich mich noch immer nicht gewöhnen. Alles geht gut bis Habana. Dort ist die Welt vernagelt.

Am 15. Juni z. B. schickte mir Bismarck ein Telegramm von Berlin nach New York; hier kam es am 16. an. Rösing

expedierte es per Draht nach Habana an Will, der es noch am 16. erhielt. Dann mußte es bis zur Ankunft des englischen Steamers warten, der es mir am 30. früh ins Haus lieferte. Es war also 14 Tage unterwegs.

Morgen hat Lerdo eine Konferenz angesetzt, wo wir den Handelsvertrag zu Ende bringen. Die erste Hälfte des Traktats ist schon fertig und am 29. Juni an Bismarck geschickt.

Ich habe inzwischen manches vom Lande gesehen.

Vor drei Wochen machte ich mit Bekannten einen Ausflug nach Chapultepec und dessen grandiosem Aquädukt Bucarelli aus dem 18. Jahrhundert.*) Wir wandelten unter den schönen Zypressen, die schon dem braven Montezuma Schatten gewährten. So etwas Phantastisch-Gigantisches und dabei Märchenhaftes ist wohl einzig in der Welt. Man steht vor diesen ehrwürdigen Bäumen wie vor greisenhaften Wesen, die uns von längst verschollenen Zeiten erzählen. Grausilberne Bärte ranken von den Ästen, als wären es Hieroglyphen der alten Azteken. Dann stiegen wir zum Schloß hinan, wo einst die Vizekönige hausten. Oben attrappierte uns Juarez, der dort Villeggiatur macht und uns sehr gesprächig herumführte. Nachher gab es Xeres, Portwein, Kuchen, Früchte. Auf einem der geschliffenen Portweingläser war noch die Chiffre M mit der Krone. Nein, Sentimentalität kann man den Herren Azteken nicht vorwerfen.

Mexiko, 18. Juli 1869.

Guter Bruder, heute ist also Dein Geburtstag, und schon seit dem frühen Morgen sind meine Gedanken besonders oft bei Dir; ich suche Dich in Rodensande, weil ich nichts von

*) Vom Vizekönig Antonio Maria Bucarelli y Ursúa (1770—1779) angelegt.



Badereiseplänen gehört habe. Die Entfernung, die uns trennt, ist schauderhaft; darüber komme ich mit aller Philosophie doch nicht hinweg. Wenn es gut geht, sind meine heutigen Glückwünsche erst nach vier Wochen in Deinen Händen und dann sind sie, wie Du mir zugeben wirst, nicht gerade primeurs!

Einmal täglich unterhalte ich mich in Gedanken mit Dir, nämlich früh morgens gegen 6 Uhr, wenn ich aufstehe und immer und immer von neuem blauen Himmel und goldene Sonne sehe. Auch in Momenten, wo ein reizender kleiner Kolibri um meine Balkonblumen herumschwirrt (er schnurrt wie ein richtiger Käfer) sage ich mir, daß Dich das amüsieren würde. Von der Fahrt von Veracruz nach Cordoba und Orizaba hattest Du mir aus Deiner Lektüre so viel Schönes erzählt, daß ich glaubte, ich würde dort viel an Dich denken; ich versichere Dich aber, daß ich gar nicht an Dich gedacht habe, denn das Fahren auf der schrecklich holprigen Straße mit acht vorgespannten Maultieren, unter Staub und Gerassel der Ehreneskorte, die es damit so furchtbar gut meinte, war derartig schauderhaft, daß man Mühe hatte, seine paar Gedanken zusammenzuhalten. Nur eine dunkle Erinnerung sagt mir, daß manche der Gegenden, die ich passierte, Wundergärten sein müssen. So sah ich das Panorama ohne die übliche Begeisterung vorüberfliegen.

Auch die Hauptstadt finde ich vorläufig nicht berauschend. Interessant ist es freilich, die langen, schnurgraden Straßen hinunterzusehen, die nach allen vier Richtungen zu den blauen Höhen führen und prachtvolle Blicke auf die Kordillerenkette öffnen. Erscheint dann noch der übliche Hidalgo, auf stolzem Roß, das Gesicht unter dem breiten Sombrero von koketten Favoris eingerahmt, Zaum- und Sattelzeug von Silber klirrend, so ist das ja eine ganz pittoreske Staffage. Im allgemeinen

aber kommen mir die Schilderungen Mexikos doch etwas übertrieben vor, auch die, welche Humboldt entworfen hat; ich schrieb neulich schon an Ernst Curtius, daß der gute Alexander hier alles mit besonderen Augen angeschaut haben müsse. Er war in Mexiko — wie man sagt, das einzige Mal in seinem Leben! — verliebt, und zwar in die schöne Mexikanerin La Huera Rodriguez. Infolgedessen erschien ihm das Aztekenreich in rosa Beleuchtung. Es ist alles nicht so arg. Dagegen soll es unten in der Tierra caliente, der heißen Gegend, wo tropische Vegetation herrscht, ganz prachtvoll sein, vor allem in Cordoba, Jalappa. Und doch — welch ein Unterschied zwischen dem die Welt umfassenden Blick vom Palazzo Caffarelli und der Aussicht auf die bizarren, schneebedeckten Monstrekegel des mexikanischen Berglandes! Dort schöngeschwungene Linien am Horizont: die Albaner- und Sabinerberge! Wie viel wußten sie mir zu erzählen. Der interessanteste Teil der römischen Geschichte stieg von ihnen herab. Bei den Cordilleren dagegen kann sich wohl nur der Naturforscher etwas denken. Freilich sahen sie vor 3½ Jahrhundert auch ein Stück Weltgeschichte. Der erste Zusammenprall des spanisch-christlichen Fanatismus mit dem aztekischen Götzendienst war doll genug. Man kann nicht ohne Spannung den Zug des Abenteurers Cortez samt seiner braunen Doña Marina verfolgen, die um den weißen Liebhaber ihr ganzes Volk verrät, man betrachtet nachdenklich den Baum der Noche Triste und läßt dann die Blicke in die Neuzeit schweifen, nach Queretaro mit seinen drei melancholischen Steinhügeln.

Tempi passati! Statt spanischer Panzerreiter und indianischer Naturkrieger ringen heut Caballero und Yankee um die Schätze des Silberlandes, und das Resultat kann nicht zweifelhaft sein: der Sieger von gestern ist der Besiegte von morgen.

Nächstens wollen wir eine Tour nach Cuernavaca machen, aber doch erst nach dem Juli, denn jetzt ist Regenzeit; fast jeden Nachmittag oder Abend fallen starke Güsse; dann kommen im August wieder 2—3 fast regenfreie Wochen, und nach diesen Ferien fängt das Wässern von neuem an. Im ganzen ist aber das Klima auf diesem Hochplateau milder und weniger gefährlich, als auf anderen exotischen Posten. Der Dir bekannte Balkpoleff z. B., der früher in Rio de Janeiro Gesandter war, soll damals durch die dortige Hitze verrückt geworden sein und in einem Anfall von Tollheit dem Kaiser von Brasilien sein Kreditiv mit den Worten vor die Füße geworfen haben, „qu'il était las de rester à la cour d'un roi des singes et des perroquets."

Die hiesigen Früchte würden Dich entzücken; sie gedeihen natürlich nicht alle auf unserem Hochplateau, sondern wachsen meist in der Tierra caliente, von wo die Indianer sie heraufschleppen. Dieses Aroma, dieser Saft, diese mannigfaltige Süßigkeit ist einzig: Mango, Guyave, Aguacate, Sapote usw. Und dabei fällt mir ein, daß ich vorigen Mittwoch, den 14. Juli, abends 8 Uhr mein erstes Diner gegeben habe, bei dem alle Minister mit den ersten Mitgliedern der deutschen Kolonie vereinigt waren. Ich hatte neben mir den Kriegsminister General Mejia, frühesten Jugendfreund von Juarez; er hatte von Anfang an erklärt, daß nichts übrig bleibe, als Max zu erschießen; dabei ein ganz kränklicher Mann; feines, zartes, süßliches Wesen; mir zur Rechten saß Yglesias, Minister des Innern, einer der 25 Inmaculados, die Juarez auf all seinen Irrfahrten von hier über San Louis Potosi bis hinauf zur nordamerikanischen Grenze begleiteten.

Die eine Wand des Saales war mit zwei riesigen norddeutschen Bundesflaggen drapiert; dazwischen prangte das

mexikanische Banner, in dessen Mitte der nationale Adler mit einer grünen Schlange im Schnabel während des ganzen Diners höchst unbequem auf der Spitze eines Kaktus balancierte. Das verlangt nun einmal die hiesige Heraldik so. Schon Montezuma führte als Königswappen einen Adler, der aber nicht ein Reptil gepackt hielt, sondern eine Pardelkatze.

Schildkrötensuppe, alter Sherry, vol-au-vent aux huîtres truffées (eine sonderbare, hier beliebte Zusammenstellung) eröffneten das Menu. Beim ersten Glas Clicquot hielt ich Rede auf den Präsidenten Juarez. Minister des Innern antwortete mit Huldigung für den König. Dann ich zweite spanische Rede auf die anwesenden Minister, und nun kamen ganze Kaskaden von Toasten auf Bismarck — Humboldt — Norddeutschland — Mexiko.

Im allgemeinen ist die Reihe der kulinarischen Genüsse hier, abgesehen von den Früchten, beschränkt. Fische werden nur ausnahmsweise, meist im Winter, von der Küste heraufgebracht. Ein sonderbares Tier, welches das Volk hier gebacken oder geröstet verspeist, ist ein kleiner Molch, der Axolotl; er hat die spaßige Eigentümlichkeit, abwechselnd durch Kiemen und Lungen zu atmen. Humboldt soll ihn zuerst nach Europa gebracht haben. Ein hiesiger Arzt verriet mir, daß dieses Wesen, ebenso wie Kuchen aus gebackenen Mückenlarven (Tortillas), bereits die Tafel des braven Montezuma geziert habe — ein Menu, welches kaum die Billigung unseres gastronomischen Freundes Raczinski, wenn ich ihm davon erzähle, finden wird.

(Brief von Graf Raczinski) Berlin, den 21. August 1869.

Lieber Freund und Gönner, Ihren Brief vom 22. Juli habe ich erst gestern empfangen — er hat mich mit Ihnen ausgesöhnt und meinen Klagen über Ihr langes Schweigen ein

Ende gemacht. Sie tun wohl daran, mir über Mexiko wenig und über Juarez gar nichts zu sagen, weil mein Interesse für beide sehr gering ist, sich auf alle Antipoden erstreckt und lange schon den Charakter des Ekels angenommen hat. Mit dem Menü bin ich einverstanden — bis auf den vol-au-vent aux huitres truffées. Ihr Patissier hat sich als mauvais plaisant bewährt — Austern und Trüffeln passen nicht zueinander. Das könnte höchstens titulo cacophonie mexicaine passieren. Sie haben den Plaisant wegen dem Feuilletage heruntergemacht, somit muß ich gestehen, daß meine Kritik, streng genommen, nicht zutrifft. So viel kann ich sagen, daß ich bei Tische allein saß, als ich mir ein zweites Mal Ihren lieben Brief vorlesen ließ. Ich lachte herzlich und laut über Ihre Beschreibung des Diners und sonstige köstliche Auslassungen. Ich gratuliere recht aufrichtig wegen dem Handelsvertrage. Das ist ein wichtiger und für Sie folgereicher Succeß.

Sie brauchen wohl wenig meine beifolgenden Elucubrationen über die jetzige europäische Situation zu kennen. Dergleichen Entwürfe haben keinen anderen Zweck, als bei mir unklare Begriffe zu ordnen. Sie werden darin den vermoderten Antiliberalen nicht verkennen.

Wann bekomme ich mal wieder von Ihnen ein Lebenszeichen? Gewiß nicht so bald, obgleich Sie wissen, daß Sie mich damit erfreuen möchten.

Wie steht es mit Ihrem Schönheitssinn? Ich denke mir die Damen in Mexiko klein, kurze Röckchen, sehr bewegt.

Obgleich ich mir aus Maximilian nie was machte, so bitte ich Sie doch, Juarez nicht von mir zu grüßen.

Nochmals herzlichen Dank für Ihren köstlichen und lieben Brief. Ihr alter treuer Freund

A. Raczinski.

P. S. Ich habe seit 3 Monaten einen sehr guten französischen Koch, der mich auf Reisen begleitet, weil ich immer mehr les gargottes hasse und sie mir den Magen verderben. C'est devenu pour moi strictement nécessaire — eine Lebensfrage. Der König und die Armee erfreuen sich der besten Gesundheit.

Bismarcks Stellung zum König ist, Gott sei Dank, immer die alte.

Von einer Vermehrung der unzähligen Parlamente hört man gar nichts, obgleich, wie es scheint, die bestehenden noch nicht genügen, um die Konfusion zur Reife zu bringen.

Mexiko, 28. Juli 1869.

Mein guter Wider, nun ist es bald ein Jahr, daß Sie, an einem Sonntag von Ihrer Reise heimkehrend, mich noch spät abends beim Depeschenschmieden überraschten. Ich sagte Ihnen damals, ich gäbe mir so viel Mühe bei meinen Arbeiten, um noch recht lange in Rom zu bleiben — mit anderen Worten: um dem Ministerium keinen Grund zu geben, mich von dort fortzunehmen. Drei Monate später kam das Telegramm wegen Mexiko!

Hier ochse ich nun noch viel mehr als in Rom — diesmal mit dem Wunsche, baldigst wieder wegzukommen. Wenn nur nicht statt dessen wiederum das Gegenteil eintritt und ich eine Ewigkeit hierbleibe!

Mexiko, 29. Juli 1869.

Meine teure Mutter, soeben kommt die Post und bringt mir Eure lieben Briefe vom 25. und 26. Juni.

Nun geht aber in zwei Stunden die Post wieder ab zum Paketschiff, so daß ich Euch heute nur einen flüchtigen Gruß sagen kann.

Was mich vor allem bewegt, ist die Nachricht, daß meine liebe, teure Mutter krank gewesen! Gottlob, daß die Genesung da ist. Ich sehe unseren guten Anton*) am Krankenbett meiner Mutter, wie er gewiß alles aufbietet, um sie herzustellen. Herzlichen Dank, mein guter Anton!

Mehr kann ich heute nicht schreiben. Ich habe in meinem Leben nicht so viel gearbeitet wie jetzt.

Also adieu, teure Mutter! Bleibe uns gesund und erhalte Dich Deinen Kindern!

Mexiko, 11. August 1869.

Vorgestern gab Lerdo mir zu Ehren ein Diner. Ich fand dort alle Minister, welche sich dem üppigen Mahl und einem mexikanischen Landwein aus Paso del Norte an der Nordgrenze nicht abgeneigt zeigten. In letzterem Ort kampierte Juarez mit seinen Getreuen auf der Flucht vor den französischen Truppen. Der Wein erinnerte mich an den unvergeßlichen vino romano. Nur Mejia, der Kriegsminister,**) durfte keinen Tropfen an die Lippen führen. Auch essen kann der Mann nichts, denn sein Magen ist furchtbar herunter. Er konsumierte während des Diners eine eigens für ihn bearbeitete Chocolade, von der er täglich vierzehneinhalb Tassen schlürft. Dabei ist dieser Herr, der es mit dem Erschießen anderer so leicht nimmt, ungemein zart und rührselig. So besuchte er mich kürzlich vormittags nur in der Absicht, sich etwas von mir vorspielen zu lassen. Das ist der hiesige Roon!

---

*) Dr. Gütschow.

**) Kriegsminister Ignacio Mejia eröffnete durch die in der Einleitung zitierte Instruktion das kriegsrichterliche Verfahren gegen Kaiser Maximilian und die kaisertreuen Generäle Miramon und Tomas Mejia. D. H.

In der vorigen Woche, Dienstag 3. August, abends 8 Uhr, waren die Chefs und Vertreter von sämtlichen großen deutschen Firmen — 24 an der Zahl — auf meine Einladung zu mir gekommen, um den Handelstraktat kennen zu lernen und mir ihr Gutachten darüber abzugeben. Man war befriedigt und einverstanden; ich hielt eine lange Eingangspauke, Goß führte das Protokoll, da die Sache einen ganz parlamentarischen Charakter hatte. Das Protokoll habe ich an Bismarck geschickt, und Ende dieses Monats wird die Unterzeichnung erfolgen. Aus einem Brief Delbrücks, den ich vorgestern erhielt, ersehe ich, daß auch die 14 von mir als Chefs der neuerrichteten Konsulate vorgeschlagenen Persönlichkeiten in der Wilhelmstraße genehmigt und die Diplome bereits vor vier Wochen dem Könige zur Unterschrift vorgelegt sind. Die Bestallungen können also noch Ende dieses Monats hier eintreffen.

Mexiko, 9. September 1869.

Deinen Brief vom Juli habe ich richtig erhalten und danke Dir herzlich dafür. Die größte Freude, die derselbe mir bereitete, war die Nachricht, daß es Dir, geliebte Mutter, wieder gut geht.

Am 28. August unterzeichnete ich mit Lerdo den Traktat; tags darauf hat ihn der englische Dampfer mitgenommen. Ende des Monats wird er wohl in der Wilhelmstraße anlangen. In zehn Tagen tritt hier der Kongreß zusammen, dem er sofort zur Genehmigung vorgelegt wird. Die ganze Sache hat mir horrende Arbeit und viel Schwierigkeiten bereitet, denn die Abneigung gegen das Ausland hat in Mexiko seit der Intervention eine fabelhafte Höhe erreicht.

In der letzten Woche des August sollte hier ein Komplott losbrechen. Ein Goldtransport war aus dem Innern ein-

getroffen, um nach Veracruz geschafft und dann nach London verfrachtet zu werden. Er lag hier 48 Stunden auf dem Schloßplatz unter freiem Himmel aufgestapelt. Ein General Negrete hatte einige Offiziere und Sergeanten der Garnison bestochen. Diese waren beauftragt, mit ihrem Bataillon den Transport zu überfallen und bei dieser hübschen Gelegenheit Juarez und Lerdo zu stürzen. Letztere waren aber als Indianer die Schlaueren, entdeckten den Rattenkönig, und vorige Woche sind einige der Kompromittierten erschossen.

Am 14. September feiern wir im „Deutschen Hause" den hundertjährigen Geburtstag des alten Humboldt, dem ich die Festrede halten soll. Auch eine ganz neue Situation für mich, da ich mich zu diesem Zweck auf dem mir völlig fernliegenden Gebiet der Naturwissenschaft, wenigstens ad hoc, orientieren muß.

Die hiesige Geographische Gesellschaft publiziert interessante Dokumente, die im Staatsarchiv gefunden sind und den mexikanischen Aufenthalt des zweiten „Alexander des Großen" betreffen, z. B. sein Diplom als Ehrenbürger dieses Staates. In Oachaca (nebenbei bemerkt: Präsident Juarez, der Kriegsminister Mejia und sein Finanzkollege Romero sind dort geboren; ersterer in Villa Alta, im Gebirge nördlich des Orts) wohnte Humboldt einige Monate; das Haus wird noch heute nach ihm benannt. Auch über die schöne Huera Rodriguez, die ihn so heftig gefesselt, weiß ich allerhand Geheimnisse. Sie war die Tochter des Marques San Miguel Aguajo aus Durango. Rodriguez war vermutlich ein Kalb.

Dann stand sie in Beziehungen zu dem später erschossenen Kaiser Iturbide, dessen Kinder nachträglich von Maximilian den Prinzentitel erhielten. Hochbetagt war sie noch so schön, daß sie einen zweiten Gatten, Don A. Elisalde, fand, der, als

sie starb, sich so unglücklich fühlte, daß er Jesuit wurde. Er lebt noch.

Die Eisenbahn Mexiko—Puebla ist jetzt vollendet. Nächste Woche erfolgt die feierliche Einweihung. Da Lerdo es sehr wünscht, mache ich den Schwindel dort mit. Die alte Hauptstadt der Tolteken wird dann große Festbälle und Monstrediners sehen. Das ist aber alles dummes indianisches Zeug.

Mexiko, den 18. September 1869.

Mein guter Wider, heute vor 2 Jahren waren wir in Terracina.

Was waren das für lustige Zeiten! Denken Sie an die Tarantella! Seitdem ist mancher Tropfen Wasser mit dem Golfstrom gen Norden geflossen. Ich habe meinen Vertrag unterzeichnet, gesiegelt, und zwar am Abend des 28. August (Goethes Geburtstag).

Der Traktat hat 26 Artikel. 14 davon hatte ich schon im Juni im Brouillon an Delbrück geschickt. Letzterer schreibt mir jetzt, daß König Wilhelm alles mit Interesse und Befriedigung gelesen.

Die 14 neuerrichteten Konsulate fungieren auch schon alle recht brav.

Nun ist hier der Kongreß zusammengetreten, der mexikanischerseits den Vertrag genehmigen wird. Sobald auch das absolviert ist, könnte ich recht gut nach Hause gehen.

Mexiko, 9. Oktober 1869.

Guter Bruder, die Feier zu Ehren Humboldts verlief ausgezeichnet. Das „Deutsche Haus" ist so stolz darauf, daß beiliegende Beschreibung erschien mit dem Bild des Hauses, in welchem Alexander hier gelebt und geliebt hat.

Unsere Regenzeit ist nun beendet. Die Luft ist so abgekühlt, daß manche Erscheinungen der tropischen Tierwelt sich nach einem Wechsel umsehen. Auch der farbensprühende Kolibri verläßt uns, um in warme Gegenden zu schwirren. Er liebt Wärme und Freiheit. Das Volk soll noch heut, wie in alten Zeiten, nicht an diesen jährlichen Fortzug glauben. Es sagt: „Der Kolibri schläft."

Bei den alten Mexikanern ging die Sage, wie der Pater Sahagun berichtet, daß in der dürren Zeit diese Vögel, mit ihrem spitzen Schnabel an einem Baum hängend, vertrocknen und mit dem ersten Regen zu neuem Leben erwachen. Sie sollen nicht vom Honig, sondern von den kleinen Insekten in den Blüten leben. Mehr oder weniger kann man alle Tiere im Käfig halten, die Kolibris nicht. Schon nach 24 Stunden welken sie wie frische Blumen dahin. Die Indianer fangen sie häufig ein. So ein Käfig mit den kleinen, blitzenden Wundern der Luft ist ein entzückender Anblick. Aber man sieht, wie sie von Stunde zu Stunde trübseliger werden, wie ihr Glanz allmählich verblaßt. Neulich kaufte ich von einem Azteken vier von den niedlichen Tierchen. Ich ließ sie aber gleich wieder fliegen, weil ich ihnen anmerkte, wie todunglücklich sie sich fühlten. Die Befreiung dieser vier winzigen Sklaven kostete per Kopf kaum 1 Real = 5 Silbergroschen.

Da ich nun keine Kolibris hüten kann, so treibe ich exotische Blumenzucht! Du wirst darüber erstaunt sein, ich versichere Dich aber, daß meine Plantage auf der Terrasse und dem offenen Korridor von Woche zu Woche großartiger wird. Sechs prachtvolle Pisang sind unablässig bemüht, immer neue majestätische Blätter, die so schön grün-durchsichtig sind, hervorzubringen; alle 14 Tage bringt jeder ein frisches Blatt zur Welt. Daneben entwickeln sich Orchideen und eine Masse der

seltsamsten Pflanzen. Es geht hier ungeheuer tropisch her. Und ebenso üppig ist die Arbeit. Jeden Tag denke ich, daß ich fertig bin. Es erscheinen aber neben den frischen Pisangtrieben täglich auch neue Aktenblätter.

Mexiko, 11. Oktober 1869.

Mein guter Wider, als ich Ihnen vor einigen Wochen schrieb, vermutete ich, daß vielleicht auch von Ihnen ein Lebenszeichen unterwegs sei! Da kommt gestern abend Ihr Brief! Ich empfing ihn auf der Post selbst, las ihn bei der nächsten Laterne und befand mich nun während meines Spaziergangs nicht mehr in Mexiko, sondern war in Rom, im Condotti, Caffarelli, Capo le Case, speiste in Ihrer Gesellschaft und trank in Gedanken so oft auf Ihr Wohl, daß ich in ausgelassenster Stimmung nach Hause kam. Auch von Marchesa Lavaggi lief ein reizendes Schreiben ein — genug, es war köstlich!

Mein guter Wider, können Sie mir denn gar nicht sagen, wie lange ich noch hierbleibe? Sie wissen doch immer so gut in der Politik Bescheid! Sie haben ja heute vor zwei Jahren (11. Oktober 67) ganz richtig prophezeit, daß, trotz aller damaligen Aufregungen in Rom, es für den Einzug Garibaldis in die Ewige Stadt noch zu früh sei!

Mein Traktat ist schon an die Kommission gegangen; sehr bald kommt er in den Kongreß. Die Sitzung soll aber geheim abgehalten werden, denn die Opposition wird furchtbar ulken und Sachen sagen, die man in Berlin nicht gern hören würde.

28. Oktober 1869.

Meine teure Mutter, jetzt müßte der Dampfer von Southampton kommen, der mir regelmäßig Briefe von Euch bringt. Aber die „Norder“ auf dem Golf sind schon seit 6 Wochen

ganz rabiat. Und dann die Einfahrt in Veracruz! Die hat solche Untiefen, daß bei hohem Seegang die Schiffe gar nicht hereinkönnen; manchmal müssen sie vor der schmalen Einfahrt tagelang herumkreuzen.

Kürzlich erhielt ich von Stahr das Buch „Ein Winter in Rom", das ich sofort, obgleich mit Arbeit überhäuft, in Angriff nahm und es auch in einem Ruck durchlas. Dabei wurde mir wieder deutlich, was ich alles durch die Trennung von Caffarelli aufgegeben habe. Es gibt ja hier landschaftlich berauschende Momente. Und doch werden Ausländer, und namentlich Deutsche, sich auf die Dauer in den Tropen wohl nur gefallen, wenn sie dort einen bestimmten Lebenszweck verfolgen — als Geschäftsleute, Industrielle oder Naturforscher — moderne Conquistadoren und Pioniere der Arbeit. Die einen wollen Schätze, die anderen Ruhm gewinnen, z. B. ihren Namen an die weiß-blauen Flügel eines von ihnen entdeckten Schmetterlings heften.

Ich lebe jetzt nur noch in Ministerien und handelspolitischen Aufregungen, zu denen sich seit 8 Tagen auch die Revision des mexikanischen Zolltarifs gesellt, den ich gern im Sinne der hiesigen deutschen Kolonie umgearbeitet sehen möchte.

Mexiko, 10. November 1869.

Mein guter Wider, hier ist der Deubel los! Ministerkrisis, Spaltung des Kongresses, Zwist zwischen Juarez und seinem Minister Lerdo, meinen beiden Gönnern. Das alles macht mir den Kopf heiß, denn ich darf wegen dieses Indianerduells den Vertrag nicht aus dem Auge lassen.

Sie fragen nach den hiesigen Volkstypen und Schönheiten à la Paskutscha? Ich muß Ihnen die melancholische Mitteilung machen, daß ich bei meinem vielen Flanieren unter der

indianischen Straßenbevölkerung nur ganz ausnahmsweise anmutige Gesichter finde. Zu einer von diesen Seltenheiten muß wohl die Geliebte des braven Cortez gehört haben. Die Phantasie erhält höchstens auf den Tertulias (Abendempfängen) und am Sonntag vormittag einige Nahrung, wo die sogenannte vornehme Welt in die Messe geht; dort erscheint auch die schwarze Spitzenmantilla, welche manchmal die dunklen Mandelaugen und den Elfenbeinteint eines feinen Gesichts sehr effektvoll umrahmt. Sonst sieht man die Damen der Hautevolée auf der Alameda, dort aber in Toiletten und Hüten, welche manchmal die Ironie ihrer Pariser Modistinnen verraten. Dazu — schminken und malen sie sich kraß. Und nun erst die niedere Volée! Mittelstand gibt es nicht; gleich nach den aufgeputzten Sonntagsvögeln kommen zerlumpte Indianerinnen. Glauben Sie mir, guter Wider, wir Quiriten sind schrecklich verwöhnte Leute!

Das Wetter ist göttlich, der Himmel jetzt, nach der Regenzeit, prachtvoll — aber was hilft das alles! Mit federleichtem Herzen könnte ich — wenn es sein sollte — von hier abziehen. Aber wohin dann? Tout vient à point à qui sait attendre.

24. November 1869.

Am 25. Juni 1865 waren wir zusammen in Neapel und sahen im Theater die Verherrlichung des Todes Lincolns. Um so mehr interessierte es mich jetzt, den Staatssekretär Seward kennen zu lernen, der zugleich mit dem Präsidenten fallen sollte.*) Der Mann hält sich schon 14 Tage hier auf, ist

*) Prinzessin Felix zu Salm-Salm (Zehn Jahre aus meinem Leben. Stuttgart, Ed. Hallberger, 1875, S. 285) erzählt:

„Präsident Lincoln (wegen seiner Verdienste um Abschaffung der Sklaverei vom Schauspieler Booth, fanatischem Südländer, am Freitag

68 Jahre alt und trägt in seinem Gesicht noch die furchtbaren Spuren der Dolchstiche, die ihm Lewis Payne beigebracht. Sein Sohn, der ihn begleitet, hat sogar ein Stück Schädel verloren, so daß er oben eine Silberplatte und zum Festhalten derselben immer eine Mütze trägt. Überhaupt sind Yankees und Mexikaner stets auf Dolch und Revolver eingerichtet; fast kein Monat vergeht ohne bestialische Szenen. Neulich schossen

---

den 14. April 1865 durch einen Pistolenschuß in Fords Theater verwundet) war von dort nach der gegenüberliegenden Wohnung eines deutschen Photographen getragen worden und starb erst Sonnabend morgen. Herr Seward, Staatssekretär (der mit ihm gleichzeitig ermordet werden sollte), war nicht tot, sondern nur schwer verwundet durch einen Mann namens Payne. Er hatte durch einen Sturz aus dem Wagen eine Kinnlade gebrochen und lag im Bett, als Payne unter dem Vorwand in das Haus kam, daß er Medizin aus der Apotheke bringe. Als er etwas laut wurde, trat Friedrich Seward (Sohn des Staatssekretärs) aus seinem Zimmer, wurde aber sogleich durch einen Schlag mit dem Kolben eines Revolvers auf den Kopf zu Boden gestreckt. Als Payne, mit einem Messer in der Hand, auf das Bett des Ministers zusprang, faßte ihn ein Krankenwärter, ein Invalide, um den Leib und ließ ihn nicht los, obwohl er mehrere Stiche erhielt, und wenn auch von dem starken Meuchelmörder bis an das Bett geschleift, war er doch durch sein Zerren an ihm die Ursache, daß die Stiche mit dem Messer ihr Ziel verfehlten, und Herr Seward nur in Wange und Hals verwundet wurde.

Das Haus war natürlich gleich in Alarm, aber es gelang dem Mörder, zu entfliehen, wobei er einige ihm auf der Treppe begegnende Personen des Haushaltes verwundete. In der Nähe des Hauses hatte er sein Pferd stehen, und ehe man noch an eine Verfolgung dachte, war er fortgaloppiert.

Fräulein Fanny Seward, die liebenswürdige Tochter des Staatsministers, durch den Lärm aus ihrem Zimmer gelockt, lief sogleich in sein Schlafzimmer und fand ihn in seinem Blute auf der Erde liegend. Er hatte sich, als er aufzustehen versuchte, in seine Bettücher verwickelt und war aus dem Bett gefallen.

Der Anblick ihres für tot daliegenden Bruders auf dem Gang und der ihres blutenden Vaters im Schlafzimmer machte einen so schreck-

im Foyer des Opernhauses während einer Pause zwei Herren „aus der Gesellschaft" wie toll aufeinander. Einer blieb auf der Stelle tot liegen. Bald darauf knallte es zwischen zwei anderen beim Spiel. Das Revolvertragen ist ganz allgemein; Karten, Würfel, Weiber, Wein — immer dieselben Ursachen!

29. November 1869.

Inzwischen hatten wir vorgestern Abend 7 Uhr im Nationalpalast großes Bankett zu Ehren Sewards. 350 Gäste. Das Arrangement feenhaft. Trotzdem schien es mir, als ob manchmal ein Schatten zwischen den Anwesenden auftauchte. Vieles von der Einrichtung des Saales stammt noch aus der Zeit des Kaisers Maximilian. Auch die silbernen Tafelaufsätze, die vor uns prangten, waren sein Eigentum.

Mexiko, 18. Dezember 1869.

Guter Bruder, am 9. Dezember fand — dem Staatssekretär Seward zu Ehren und natürlich auf Staatskosten — ein Ball von 1500 Personen im Großen Theater statt. Das alles ist teuer, die Opposition schreit über Vergeudung. Aber Lerdo kehrt sich nicht daran. Er ist fabelhaft intelligent und weiß, was er tut, speziell — Nordamerika gegenüber!

---

lichen Eindruck auf sie, daß sie krank wurde und starb, als ihr Vater und Bruder bereits von den Verwundungen hergestellt waren.

Der Mörder wurde verfolgt und bei der Verteidigung in einer Scheune, wo man ihn umringt hatte, von einem Korporal erschossen. Payne wurde gefangen und mit drei anderen gehängt, unter ihnen eine in Washington wohlbekannte Dame, Madame Surat; wie man mir sagte, war dies die erste Frau in den Vereinigten Staaten, an welcher ein solches Urteil vollzogen wurde." (Vergl. Kurd von Schlözer, Römische Briefe, Stuttgart 1913, S. 266.) D. H.

Das Fest war zauberhaft. Um $12^1/_2$ intimes Souper im kleinen Saal; sehr gemütlich, nur wenige Personen: Juarez, Seward, Nelson (amerikanischer Gesandter), die Minister und Präsidenten des Kongresses. Der Tisch ein tropischer Blumenflor. Ich blieb bis $3^1/_2$, was jetzt für mich unerhört ist. Juarez war sehr gut aufgelegt. Eigentlich kann ich mir sein regungsloses, von einer schweren Narbe durchfurchtes braunes Indianerantlitz mit den stechenden Augen nur im Federschmuck vorstellen. Statt dessen trägt er altmodische Vatermörder. Wir beide trinken uns bei solchen Gelegenheiten immer recht wacker zu, was ich sonst bei der Feinheit der hiesigen Luft vermeide.

Details aus meinem Leben? Jeden Morgen 6 Uhr auf. Dann Spaziergang in der Alameda, einem großen Park, von dem ich schon jedes Blumenbeet, jede Statue, jeden der prächtigen Bäume, ja fast jeden Zweig jeden Baumes und jeden Vogel, der darauf sitzt, kenne. Leider ist Seward, der höchst anregend war, heute abgereist. Er brachte etwas Abwechslung in das hiesige Leben. Außerdem war fabelhaft zu tun. Mit vorigem Schiff, am 10., mußte ich z. B. eine dicke Denkschrift absenden, die den Traktat ergänzen und für das Zollparlament gedruckt wird. Wenn aber in spätestens vier Wochen alles absolviert ist — dann weiß ich wirklich nicht, was ich hier noch weiter aufstellen soll. Bis jetzt kam wenigstens Ehrgeiz oder Eitelkeit ordentlich in Bewegung.

Lerdo wird mir immer interessanter; er ist sehr gescheit, liebenswürdig, captivierend; schade, daß er zu sehr Mexikaner ist, um alles „Versprochene" zu halten; das kennt man hier ebensowenig wie in manchen Staaten Europas. Worthalten ist eigentlich nur Sache der Söhne des Nordens. Das ist auch ein Grund, weshalb wir so groß in der Geschäftswelt Nordamerikas dastehen! Freilich gibt es dort, aus Kreisen Deutsch-

lands, die es sonst gerade nicht nötig hätten, z. B. in New York, auch recht viele Bummler, die als Chausseefeger im Zentralpark oder dergleichen ihr Dasein fristen. In der Wallstreet ist die Goldbörse, die einem Narrenhaus gleicht; dort werden in der Minute Hunderttausende gewonnen — verloren; das Pflaster brennt unter den Sohlen; dort standen zwei junge Deutsche zusammen, ein R. und ein Baron B., beide verkommen, beide Brüder zweier meiner Bekannten. Das war hart.

Du klagst in Deinen Briefen über manches. Ich könnte ein gleiches Lied von meinen amtlichen Sorgen, meiner indianischen Einsamkeit singen. In solchen bösen Tagen pflege ich mir unter anderen Denksprüchen die beiden folgenden zum Trost und zur Belebung ins Gedächtnis zu rufen:

1. Friedrich der Große sagt: „In der Politik kommt es niemals ganz so schlecht, wie man gefürchtet, und niemals ganz so gut, wie man gehofft hat."
2. Thiers sagt: „En politique il ne faut jamais prendre les choses au tragique, mais toujours bien au sérieux."

Ich würde Dir nun dankbar sein, wenn Du mich recht bald wissen ließest, ob jene beiden Aussprüche einigen Eindruck auf Dich gemacht haben.

Da Du Interesse für die Werke von Fanny Lewald hast, wirst Du den anliegenden Brief wohl ihren übrigen einreihen. Ich füge Cochenille aus Oachaca hinzu für die naturwissenschaftlichen Interessen meiner beiden Neffen. Jedes Korn ist ein kleines Tier; legt man es zum Auflösen ins Wasser, so gewinnt es die ursprüngliche Form wieder. Die Früchte (Tuna) des Nopal (Kaktus), der Wappenpflanze Mexikos, auf welcher diese Wesen in Oachaca gezüchtet werden, sind ebenso blutrot wie die Cochenillefarbe.

(Anlage)

Ragaz, 2. September 1869.

Verehrter lieber Freund, wir haben heute so viel an Rom und an Sie gedacht, daß ich meinte, es gehöre sich, Ihnen dies auch über den breiten Ozean zu sagen.

Wie ich Ihnen die großen Anschauungen gönne und zugleich neide, welche dieser Aufenthalt in Amerika und in den Tropen Ihnen geben wird! Ich habe glücklicherweise noch die volle Empfänglichkeit und auch die gestaltende Kraft der früheren Jahre, und möchte es manchmal bejammern, daß ich doch im ganzen nur ein so kleines Bruchteilchen dessen gesehen habe, was auf der Erde zu sehen ist. Und dann kommen wieder Stunden der Entmutigung über mich, in denen ich mir sage: wie töricht ist all dies Sehnen nach einem Mehr, bei der Endlichkeit des Daseins, bei der Nähe dieser Endlichkeit für mich und bei der Gewißheit, daß all unser Sein und Tun und „In die Zukunft wirken wollen" einst — vielleicht in Meteorsteinen — auf irgendeine andere Erdkugel herniederfallen wird.

Inzwischen geht in Europa alles seinen Gang — Beust hetzt — Bismarck schmollt und hat Bucher in Varzin bei sich — Europa fragt sich jeden Morgen, wie Louis Napoleon geschlafen hat, und Eugenie fängt an — wie Fanny Sabatier es nannte — sich täglich mehr au sérieux zu nehmen. Preußen aber, das hören wir in der Schweiz und von den reisenden Engländern und Amerikanern, gilt mehr und mehr als der Kern von Deutschland, und nichts hat dem Ansehen Preußens mehr genützt, als daß König Wilhelm selber mit Sohn und Brüdern in das Feld gerückt ist.

In Frankreich — nun, das werden Sie besser wissen als ich, wie es dort zugeht und zu Ende geht. In den „Débats"

vom 7. September ist heute ein abrégé aus einem Artikel von Littré aus der „Revue positive“ aus Anlaß des hundertjährigen Geburtstags von Napoleon I. Stahr meint, nach diesem Artikel müsse man in Paris überzeugt sein, daß die Tage des dritten Napoleon gezählt sind — und Prinz Napoleon agiert auch in diesem Sinne. Aber aus einem kleinen Schweizer Badeort über Diplomatenpolitik sprechen, ist wirklich eine Torheit, die ich nicht fortsetzen darf.

Möge es Ihnen wohlgehen und uns auch.

In aufrichtiger Ergebenheit

Fanny Lewald Stahr.

Mexiko, 26. Dezember 1869.

Innig geliebte Mutter, Weihnachten haben wir hier ganz deutsch mit leuchtendem Tannenbaum gefeiert. Am 24. hatte ich bei mir Bescherung. Gestern abend schöne Feier in der deutschen Kolonie. Dabei Sonnenschein, blauer Himmel, blühende Bäume wie bei uns im Mai! Im Garten leuchten aus dem Grün noch immer Erdbeeren; Veilchen duften, als ob wir mitten im Frühling lebten. Das alles ist wundervoll. Und doch bin ich mit meinen Gedanken fortwährend in Europa.

Mein Traktat ist noch immer nicht ganz im reinen. Bis zum November konnte der Kongreß sich nicht äußern, weil ich Ende Oktober infolge einiger Bemerkungen Delbrücks genötigt war, ein Zusatzprotokoll mit Lerdo zu vereinbaren, welches erst am 26. November abgeschlossen werden konnte.

Dann wurde Francisco Zarco, der Präsident der Kongreßkommission, welche das nächste Urteil über den Traktat abzugeben hat, krank und ist vor wenigen Tagen gestorben. Also neuer Aufschub. Jetzt aber hoffe ich ganz sicher, daß die Geschichte in 8—10 Tagen in den Kongreß kommt.

26. Dezember 1869.

Guter Bruder, Du fragst, ob nicht etwa eine zweite Auflage meines „Chasot“ zeitgemäß sei. Dieselbe Anregung habe ich kürzlich auch von anderer Seite erhalten; geschäftlich ist aber noch so viel zu tun, daß ich vorderhand nicht daran denken kann. Vielleicht nehme ich später die Sache wieder auf. Immerhin überlege ich, ob in solchem Fall nicht alle Citate im Buch, die ursprünglich französisch sind, zu übersetzen wären.

Die Epoche, in welche Chasot fällt, ist der Art, daß man eigentlich die ganze Monographie französisch schreiben oder wenigstens die historischen Anführungen in derjenigen Sprache wiedergeben müßte, in der sie gesprochen oder geschrieben wurden. Das Buch erhielte dann aber leicht jenen gewissen Beigeschmack, der nun einmal der ebenso amüsanten wie frivolen Sprache Voltaires anhaftet. Ein Vergleich mit Rankes Preußischer Geschichte gibt doch zu denken: dem wird es nie einfallen, in seinem deutschen Geschichtswerk ein französisches Citat antreten zu lassen.

Dazu kommt, daß manche Leser stutzen, wenn ihnen im deutschen Text — und im französischen ebenso — unvermittelt Anführungen in anderer Sprache entgegentreten. Vielleicht auch, weil bei dem plötzlichen Wechsel von Schrift und Sprache das Auge in seinem Behagen gestört wird.*)

Kannst Du mir, guter Bruder, über diese Frage Deine Ansicht mitteilen?

Daß Du den Brief, der Dir über meine „Bekanntschaft“ mit dem braven Chasot berichtete, aufbewahrt hast, ist sehr

*) (General von Chasot, Zur Geschichte Friedrichs des Großen und seiner Zeit. Von Kurd von Schlözer. Berlin, Verlag von Hertz. 2. Aufl. 1878.) Die französischen Citate sind in der zweiten Auflage deutsch wiedergegeben.

freundlich. Ich denke allerdings noch heute mit Vergnügen an das Schloß Rheinsberg zurück, welches so eng mit den Erinnerungen an jenen Jugendfreund und Kriegsgefährten Friedrichs des Großen verwoben ist.

(Der erwähnte Brief ist hier zur Ergänzung des Vorhergehenden wiedergegeben, obwohl das kleine Phantasiestück aus früheren Jahren stammt, wo den Verfasser eingehende Studien zur Biographie des Generals von Chasot, geboren 1716 gestorben 1797, beschäftigten.)

Berlin, 1. Februar 1856.

Mein guter Bruder, der vergangene Sonntag in Rheinsberg war unbeschreiblich schön. Abends 11 Uhr fuhr ich ab. Köstliche Mondnacht. Noch schönerer Sonnenaufgang. Gegen 7 Uhr Ankunft in Lindow. Von dort aus klassischer Boden; statt der märkischen Ebenen kommt man in hügelige Gegend. Reizende Seen und Waldungen. Köpernitz, ein Gut der Gräfin Rougemont, liegt höchst malerisch. Um 8½ Uhr Ankunft in Rheinsberg, offenem, freundlichem Landstädtchen einer französischen Kolonie.

Ich ging sofort zum Schloß. Es liegt hart am See, dessen Ufer von Hügeln und Buchenwaldungen umkränzt sind. Ein alter zweiundachtzigjähriger Kastellan führte mich durch den Park. Es war ein Wetter wie am schönsten Frühlingstage.

Als wir vom Obelisken zurückkamen, meldete auch schon ein Lakai, daß in einer Viertelstunde das Frühstück serviert werde. Im Schloß war bereits ein Teil der Gesellschaft versammelt. Sehr bald erschien Prinz Friedrich, strahlend über einen Brief, den er kurz vorher von Voltaire erhalten hatte. Er trug die Uniform seines Leibregiments, welches in Neu-Ruppin garnisoniert. Schon am Morgen war er dort gewesen und hatte einige sehr liebenswürdige Offiziere mitgebracht,

Buddenbrock, Kleist, Rathenow und Schenkendorf. Um 11 Uhr setzte man sich zum Dejeuner — in dem großen Saal, dessen Plafond von Pesne gemalt ist und die kommende Morgenröte (!) darstellt. Man hat von hier aus einen der schönsten Blicke auf den See, auf dem sich vor dem Schloß zwei Gondeln wiegten. Die Kronprinzessin war sehr anmutig, obgleich etwas angegriffen. Die Corsage von geblümter mattgrauer Seide stand ihr ausgezeichnet. Die Oberhofmeisterin von Katsch war noch ganz impressioniert von dem Adagio, welches der Kronprinz am Abend vorher auf der Flöte vorgetragen hatte.

Reizend sind die beiden Hofdamen, die kleine Schack und die höchst amüsante Walmoden, welche hier nur „Iris" genannt wird. Sollte sie, wie es heißt, bald eine gute Partie machen, so würde man ihre Kaffees in dem coquetten seladonfarbenen Boudoir sehr vermissen. Mit besonders eifersüchtigen Blicken folgte dieser kleinen zierlichen Person der gestrenge Herr Oberst Fouqué, der ihr in einem fort von seinen Pferden und Feldzügen erzählte, während man ihren Augen sehr wohl anmerkte, daß wenigstens das eine irgendwo ganz anders en bataille war. Ob sie sich für Kayserling oder Knobelsdorff entschieden hat, wage ich nicht zu sagen. Beide schienen an diesem Morgen sehr animiert zu sein und besonders Kayserling, den der Kronprinz immer „Cäsarion" nennt, schwelgte schon in den Vorfreuden der Wasserpartie, die am Nachmittag nach der Remusinsel unternommen werden sollte, wobei er dann hoffte, mit der Walmoden in einem Kahn zu sitzen. Ganz himmlisch war der Prinz, als er beim Dejeuner auf diese Insel zu sprechen kam und in der treuherzigsten Weise erzählte, daß Remus gar nicht von Romulus erschlagen worden, sondern nur vertrieben, dann nach Deutschland gekommen sei und auf jener Insel die Remusburg erbaut habe. Ob die Gäste es glaubten,

weiß ich nicht. Das ungläubigste Gesicht von allen zog Chasot auf, der überhaupt, wo sich nur irgendein Anlaß darbot, immer räsonierte und opponierte. Dabei war er von überschäumender Lustigkeit und trank den Champagner, der leider nicht ordentlich frappiert war, wie Wasser, unterließ aber auch nicht, dem Hofmarschall von Wolden zu dessen sichtlichem Ärger zuzurufen: „Das Zeug ist so warm, daß man sich darin rasieren kann!" Unübertrefflich war Chasots Gesichtsausdruck, als Jordan, der schon gestern von Berlin herübergekommen war, ihm von dem niedlichen Gedicht sprach, durch das der Prinz ihn zu dieser Rheinsberger Fahrt eingeladen und ihm besonders Chasots musikalische Anlagen gerühmt hatte. Dieser, den der Kronprinz selber seit einiger Zeit im Flötenspiel unterrichtet, ließ sich wirklich fangen und bat Jordan, die Verse vorzulesen, worauf dann letzterer mit lauter Stimme deklamierte:

„Pour Chasot, qui, dans son réduit,
En damné travaille sa flûte,
Qui fait enrager jour et nuit
Tous ses voisins, qu'il persécute;
D'un instrument tendre et charmant
Il tire des sons de trompette."

Weiter wagte der gute Jordan nicht zu lesen, denn Chasot war wütend, und in solchen Augenblicken ist nicht mit ihm zu spaßen. Wären die Damen und der Prinz nicht zugegen gewesen, so hätte Chasot vielleicht den Herrn Jordan ebenso behandelt, wie schon andere, und hätte ihn recht ordentlich durchgewalkt.

Trotz alledem ist aber der Prinz förmlich verliebt in seinen Franz Isaak und spricht von Chasot gar nicht anders als von dem „fin Normand" oder dem „Intrépide et preux chevalier".

Das Gesprächsthema wechselte fast jede Minute. Kayserling exzellierte in barocken Behauptungen, welche Jordan hitzig zu widerlegen suchte. Chasot wollte sich vor Lachen über die Streitenden ausschütten, während der Prinz seine geistreichen Bonmots dazwischen warf. Um 12 Uhr fand die lustige Tafelrunde ihr Ende. Man hatte zuletzt über den Wert des Lebens debattiert. Lächelnd rezitierte der Prinz:

„Un siècle entier n'est rien, beaucoup penser c'est vivre!"

Er begab sich in sein Arbeitszimmer; es liegt in einem alten Turm, der in früheren Zeiten als Burgverlies benutzt worden ist. Dort schreibt er jetzt schon seit Monaten an seinem Antimachiavell.

Nach dem Dejeuner besuchte ich noch die beiden Graun und die Gebrüder Benda und machte dann mit Chasot, dem lustigsten Gesellschafter der Welt, einen Spaziergang am See durch den köstlichen Park mit seinen herrlichen Baumgruppen, verschwiegenen Lauben, Marmorvasen und Liebesgöttern. Ich wurde lebhaft an Trianon erinnert, nur daß dort der unbeschreiblich schöne See fehlt. In der Ferne sahen wir mit gespanntem Interesse eine Dame und einen Herrn, eifrig konversierend, in eine Seitenallee einbiegen. An der saumonfarbenen Robe glaubten wir die niedliche Schack zu erkennen.

Um 1 Uhr brachte mich Extrapost nach Neu-Ruppin. Dort angekommen, höre ich zu meinem Schrecken, daß der Abendzug schon um 5 Uhr 20 Minuten von Neustadt abgeht. Inzwischen war es 3½ Uhr geworden und bis dort hatte ich noch 3½ Meilen, mußte sie also in 1 Stunde und 50 Minuten zurücklegen. Ich versprach dem Schwager 2 Reichstaler Trinkgeld. Er fuhr hoch auf, meinte aber, es sei „unmögelich". Ich aber blieb beharrlich. Alle halbe Stunde annoncierte ich ihm, wie viel Zeit er noch habe. Um ½5 Uhr begegneten wir einer

Post; sie war von Neustadt um $2^1/_2$ Uhr weggefahren. Wir hatten also noch 2 Stunden, die in 50 Minuten „gemacht" werden mußten mit schon ziemlich abgetriebenen Pferden. Ich fing nun an zu singen und zu pfeifen, um den Rossen neuen Lebensmut einzuflößen und steckte dem Schwager von Zeit zu Zeit eine Zigarre in die Hand respektive — damit keine Zeit verloren ging — in den Mund. Es war 10 Minuten nach 5 Uhr — ich sah noch nichts von Neustadt. Wenn ich den Zug verpaßte, mußte ich bis zum andern Morgen auf dem Bahnhof warten. In diesem entscheidenden Moment erinnerte ich nochmals den Schwager an die 2 Taler, an seine Frau, seine Kinder, an „meine Frau, die in Berlin entbunden werden sollte, was ohne mich nicht vor sich gehen könnte". Das half. Ein kühner Schlag auf die Pferde. Ein zweiter — ein siebenter — der Wagen rasselte über das Pflaster des Bahnhofs, und in demselben Augenblick pfiff die Lokomotive des ankommenden Zuges, der mich um 10 Uhr in Berlin ablieferte.

Der Tag war sehr gelungen, und ich schließe ihn mit den Worten des großen Frédéric: „Sur ce, je prie Dieu qu'il vous ait en sa sainte et digne garde!"

1870

Mexiko, 10. Januar 1870.

Mein guter Wider, nun will ich Ihnen also etwas erzählen: ich habe heute an Bismarck geschrieben, er möchte mir 4 bis 5 Monate Urlaub zu einer Reise nach Europa erteilen, und Delbrück habe ich um Kabel gebeten, damit ich, wenn Otto einverstanden, schon heute über 8 Wochen von hier aufbrechen kann. Mein Traktat wird nächstens im Kongreß angenommen; ich habe die Faiseurs höllisch bearbeitet, und wenn das Ding vorbei ist, so muß ich Rom, Berlin, meine Mutter, meine Geschwister, Wilhelm Wider, Liszt, Odo Russell und tausend andere gute Bekannte begrüßen, und wenn ich alle wiedergesehen habe — dann kann ich auf meine hiesige Galeere zurückkehren.

Evviva la Locanda d'Inghilterra, wo ich wohnen werde.

Mexiko, 31. Januar 1870.

Teure Mutter, daß mein Traktat noch vor dem 21. d. M., dem Schluß des Kongresses, zur Debatte und Annahme gelangen würde, hatten die Faiseurs dieser hohen Versammlung mich versichert. Vorderhand war demnach hier nichts zu versäumen.

Also trat ich mit einigen sehr vergnügten Deutsch-Mexikanern eine Reise in die Tierra caliente, die eigentliche Tropengegend an, nach der berühmten Höhle von Cacahuamilpa.

Auch diesmal wieder — wie es mir schon so oft in Italien erging — erfolgten von allen Seiten bestgemeinte Warnungen vor Räubern, Wegelagerern und Überfällen. Das hielt uns aber nicht ab. Wir hatten zwar keinen Liszt, der uns, wie dazumal in Rom, für den Fall einer Gefangennahme durch Briganten, ein Wohltätigkeits- oder vielmehr Befreiungskonzert arrangiert hätte, dafür waren wir stark bewaffnet, und um nötigenfalls Eskorten zu erhalten, hatte mir mein brauner Freund, der Kriegsminister Mejia, ein Schreiben an General Leyva, Gouverneur von Cuernavaca mitgegeben. Dorthin waren, was ebenso wichtig war, auch allerhand köstliche Nahrungsmittel voraufgesandt.

Nach solchen Vorbereitungen konnten wir alle der Zukunft vertrauensvoll ins Auge blicken; sie entwickelte sich aber so schön, daß diese sieben Tropentage mir unvergeßlich bleiben werden.

Am 12. Januar morgens 6 Uhr, nach einer sehr fidelen Chocolatita bei dem Hauptarrangeur der Partie, Luis de Vivanco, fuhren wir ab. Die ganze Gesellschaft war gespickt mit Revolvern und Rifles. Anfangs fährt man in der Ebene. Das Plateau der Stadt Mexiko selbst — im Vergleich mit umlagernden Bergen eine Niederung — erhebt sich schon 7470 Fuß über dem Meer. Nach zwei Stunden geht es aber noch weiter bergauf, da man, um in das Nebental von Cuernavaca zu kommen, die Cruz del Marques erklimmen muß — 2360 Fuß höher als Mexiko, also fast 10000 Fuß über der Meeresfläche.

Auf der Cruz regiert Nadelholz und mitunter empfindliche Kälte. Oben ragt noch das steinerne Kreuz, welches Cortez hier errichten ließ zur Erinnerung an jenen denkwürdigen Augenblick, wo er von dieser Stelle zum ersten Mal die Ebene der Residenz Montezumas erblickte. Er bekam später von Karl V.

den Titel Marques del Valle de Oachaca. Daher der Name: Kreuz des Marquis.

Eine Stunde Wegs hinter der Cruz senkt sich die Straße wieder — diesmal 5700 Fuß. Allmählich verliert sich das ernste Nadelholz, die leichtsinnigen Tropenbäume treten hervor — das lichte Grün siegt, und ganz plötzlich sieht man das Tal von Cuernavaca wie eine goldene Aue vor sich liegen; um so majestätischer treten links die Vulkane Popocatepetl und Iztaccihuatl hervor. Der ewige Schnee auf ihren Spitzen und Kuppen bildet einen eigenen Kontrast zur Gluthitze, welche das Piedestal beider Berge umschmort, und je weiter es bergab ging, immer fühlbarer wurde.

Als wir gegen 3 Uhr in Cuernavaca ankamen, war unsere erste Sorge, uns hochsommerlich zu kleiden (Mitte Januar!) und alsbald die Bekanntschaft von Doña Petra zu machen, deren Fonda (Speisehaus) uns schon in Mexiko empfohlen war.

Glücklicherweise war auch der Transport mit den Vorräten schon eingetroffen. So gestaltete sich nach der eisig-schwülen Bergfahrt das Abendessen doppelt harmonisch.

Von Cortez sowohl wie von Kaiser Max war Cuernavaca in große Affektion genommen. Die Herren hatten recht: die Stadt ist höchst malerisch, ein gemütliches Eutin, aber hügelig und in die Pracht der Tropenwelt übersetzt, mit altem Schloß und pittoresken Kirchenfassaden. Die Straßen bieten köstliche Fernsichten auf die fruchtbare Ebene und die blauen Bergketten, aus denen die zwei beschneiten Vulkane gebieterisch emporsteigen.

Am Ende der Stadt, am Abhange einer tiefen Barranca, hat vor vielen Jahren ein Bergwerksbesitzer Laborde, der ebenso reich wie verschwenderisch war, einen Garten mit Grotten, Bassins, Säulenhallen und Laubengängen angelegt. Hier vermählt sich dem Prunk des altspanisch-maurischen Geschmackes

die ganze Pracht der indianischen Flora: Palmen, Kaffeebäume, Bananen, Aguacates, Rosen, Orangen, Mangos, Magnolien — das alles wuchert unter balsamischen Düften durcheinander, und obgleich die Anlage verwildert und verwahrlost liegt, hat es doch einen hohen Reiz, in diesem stillen Tropenpark umherzuwandeln, an dessen Blütenpracht die unermüdliche Natur auch in den Wintermonaten emsig weiterschafft. Hier hat Kaiserin Charlotte mit Vorliebe geweilt. In diese weltferne Umgebung flüchtete sie schließlich vor den Enttäuschungen und dem tödlichen Glanz der mexikanischen Herrscherkrone ...

Maximilian ließ sich hier ein Gartenhaus einrichten und in dem etwa eine Stunde entfernten Indianerdorf Acapantzingo eine kleine Villa bauen. Sie wurde nie vollendet und liegt jetzt verlassen.

Der Morgen des 13. sah uns staunend vor dem majestätischen Wasserfall San Antonio. Am folgenden Tag früh trabte die Kavalkade weiter.

Rings war noch alles pechdunkel. Am fernen Horizont flimmerte das südliche Kreuz, auf das wir, wie die Heiligen drei Könige auf den Stern, zuritten.

Ein kräftiger Maulesel mit dem Küchenvorrat — ein sehr beruhigender Anblick — trabte neben uns.

Nach fünfstündigem Ritt empfing uns in der Hacienda (Plantage) Miacatlan der freundliche Don Eduardo Unda, dem wir empfohlen waren, mit einem Imbiß, der unserem vierfüßigen Marketender den Genuß gewährte, sich um einige Flaschen Rotspon erleichtert zu sehen, denn die gastfreien Herren Mexikaner haben für den Besuch stets Überfluß an Speise, aber keinen Trank, weil sie selber nichts vertragen können.

Um 4 Uhr setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Gegen 7 Uhr, bei rundestem Vollmond, hielten wir vor der Hacienda

eines Don Manuel de la Peña, der uns gleichfalls auf das freundlichste aufnahm.

Am nächsten Morgen ging es durch einen tiefen Bach, dann klommen die wackeren Rosse „einen steilen Berg hinan". Kaum waren wir oben, so erhob sich in funkelnder Pracht die Sonne und beleuchtete ein zauberhaftes Tal, dessen Hintergrund die beiden rosigen Gletscher der Vulkane bildeten.

Gegen 9 Uhr trabten wir durch die hüttengesäumte Straße von Cacahuamilpa. Der Ortsrichter hatte bereits die amtliche Empfehlung erhalten und trommelte sofort die ganze Dorfschaft zusammen. Etwa 30 Kerls und Jungens stürzten mit Fackeln herbei. Man kommt nur hierher, um die berühmte Höhle zu besuchen.

Abermals wurde der Maulesel von einem Teile seiner Bürde befreit, was ihm, dem Spitzen der Ohren nach zu schließen, ungeheure Freude machte. Dann ging es an die Höhlenarbeit.

Humboldt hat diesen Erdbau noch nicht gekannt. Er ist etwa vor 20 Jahren entdeckt, angeblich durch jenen Don Manuel de la Peña, Besitzer von Actopan, bei dem wir übernachteten.

Man kann stundenlang Promenaden in dieser Unterwelt machen. An das Ende scheint noch niemand vorgedrungen zu sein. Während der Regenzeit wagt man sich überhaupt nicht hinein, weil beim Durchsickern des Wassers leicht Teile der oberen Wölbung herunterstürzen; die Stalaktiten sind hier nicht so brillant wie die in der Höhle von Matanzas auf Cuba. Dafür ist die Ausdehnung der Grotten großartiger. Ihr Umfang und die Höhe der einzelnen Gewölbe ist staunenerregend. Unsere 30 Indianer huschten in ihren weißen Kleidern wie Gnomen durch dies ungeheure Inferno, aber ihre roten Fackeln

verbreiteten nicht genügendes Licht. Losgelassene Raketen erreichten kaum die Deckenwölbung. Und die bengalischen Flammen, die wir abbrannten, brachten erst umfassende Helligkeit hervor, als sie gleichzeitig an verschiedenen Punkten emporzischten.

Gegen 3 Uhr nachmittags verließen wir trotz Höhe der Sonne den Ort, um noch rechtzeitig in Cocoiotla einzutreffen, einer durch Schönheit ihrer Lage und ehemalige Pracht der Einrichtung bekannten Hacienda, die aber jetzt, wie so manche andere, verödet liegt.

Ein zweistündiger Ritt brachte uns auf die Höhe. Dann erblickten wir das anmutige Tal der Ansiedlung. Ein kleiner Fluß plätschert durch die Niederung — in Mexiko stets ein wichtiger Anblick, weil hier Bäche zu den rarsten Seltenheiten gehören und hoch im Preise stehen.

Von den Gebäuden der Hacienda war anfangs nichts zu sehen. Bald aber tauchte aus schattigen Palmengruppen die Barocksilhouette des Glockenturms empor. Und mit dem sinkenden Tag hielten unsere Pferde wie von selbst vor dem alten Portal.

Den ganzen Garten durchziehen breite Alleen von hochstämmigen Orangenbäumen, fast erdrückt von ihrer paradiesischen Last. Im letzten Sonnenstrahl glänzte der Boden, besät mit herabgefallenen Orangen, die hier wegen ihrer Fülle fast gar keinen Wert haben; man braucht nur den Ast eines dieser majestätischen Stämme zu schütteln, um die reichste Ernte von Früchten zu halten, wie ich sie so saftig nur in Syrakus gefunden habe. Über dieser Pracht wiegen sich hoch in den Lüften die Kronen von Cocospalmen (daher der Name Cocoiotla), während als Unterholz die Banane mit ihren breiten hellgrünen Blättern Schatten spendet. Ihnen sind die Kaffeestauden anvertraut. Der Kaffee verlangt nämlich einen starken

Wärmegrad, gedeiht aber mit Vorliebe unter dem Schutz der Banane. Nachdem ein jeder von uns (nach Petersburger Preisen) für etwa 10 Silberrubel Orangen verzehrt hatte, für die hier aber die generöse Summe von ungefähr 5 Silbergroschen entrichtet wurde, verließen wir Cocoiotla.

Die Sache wurde jetzt sehr pikant oder, wenn man will, überschwenglich schön. Auf dem Talgrund und den benachbarten Höhen lag das zauberhafte Licht des Vollmondes. Die Tageshitze war geschwunden; an ihre Stelle trat die laue Luft einer deutschen Julinacht. Und zugleich begann in der ganzen Natur, nah und fern, ein Singen und Summen — ein Sphärengesang, wie er die Baumkronen unserer Linden zur Zeit der Blüte erfüllt.

Während einiger Minuten führte uns der Weg durch die geheimnisvolle Stille eines Indianerdorfs. Der Abend brach herein. Rechts und links von der Straße ließen Bananenbüsche kaum die dazwischen versteckten Hütten der Eingeborenen erkennen. Aus den durchsichtigen Rohrwänden schimmerten hier und da die Feuer, auf denen primitive Speisen geröstet wurden. Der rötliche Schein kämpfte oft vergeblich mit dem Mondlicht, das immer mächtiger hervortrat und die schönen Fächerformen der Musen geisterhaft vergrößerte.

Allmählich bemächtigte sich unserer Gesellschaft, bei der sonst keine besondere Neigung zur Sentimentalität vorhanden war, eine so bukolische Stimmung, daß lange Zeit niemand sich zum Sprechen aufgelegt fühlte, während die Tagesritte es an Unterhaltung und schlechten Witzen aller Art nicht hatten fehlen lassen.

Mitten hinein in diese lyrische Ruhe fiel dann aber plötzlich mit seiner ganzen Breite der leidige Materialismus des 19. Jahrhunderts.

Wir hatten Actopan erreicht. Unsere Pferde sehnten sich nach Ruhe. Aber die Kisten unseres braven Maulesels waren mehr zu seiner als zu unserer Freude leer, wohl aber hatte Luis de Vivanco aus seinem Keller vorsorglich einen Reservefonds in Miacatlan deponiert. Und die müden Rosse? Doch alles drängte weiter. Und statt noch einmal den edlen Don Manuel de la Peña zu überfallen, ging es nun im flotten Trabe nach Miacatlan auf einem Richtwege, den die voraufaufenden Führer angaben.

Es war 1/2 9 Uhr, als wir dort anlangten, gerade die Zeit, wo Don Eduardo Unda sich behaglich zum Nachtessen anschickte.

Wir haben es brüderlich mit ihm geteilt und dann wie die Bären geschlafen.

Am nächsten Tag begleitete uns die Sonne auf einem sehr beschwerlichen Weg über Sochicalco, wo noch Ruinen eines Palastes von Montezuma stehen. Drei steile, steinige Barrancas (ausgetrocknete einstige Flußbetten), die wir um 12 Uhr in sengender Tropenglut passierten, sind in der Erinnerung scherzhafter, als sie es zu jener Mittagszeit waren.

Um 3 Uhr hielten wir unseren Triumpheinzug in Cuernavaca.

Tags darauf war Ruhe. Und als wir uns am Abend dieses 17. Januar zum letztenmal bei Doña Petra vereinigten, erhielt ich ein Telegramm, worin mir mitgeteilt wurde, daß der Kongreß am selben Nachmittag den Traktat genehmigt habe.

Das rundete die ganze Fahrt sehr gut ab.

Früh am anderen Morgen 3 Uhr blitzten die Sterne, als wir die Heimfahrt antraten.

Diese Tage waren die reizendsten, die ich seit Rom verlebt habe.

5. Februar 1870.

Guter Bruder, am 2. Februar 1870 erhielt ich Deinen Brief vom 6. September 1869! Statt nach Mexiko zu gehen, ist dieses reiselustige Dokument nach Valdivia in Chili gefahren, von wo das Konsulat es mir jetzt pünktlich zustellt.

Im Innern des Landes sind die postalischen Verhältnisse noch toller. Dazu kommen die ewigen „Putsche" gegen die Regierung. Jeder selbständige Provinzkommandant — manchmal auch ein Advokat (Juarez) — fühlt hier von Zeit zu Zeit das Bedürfnis, den jeweiligen Präsidenten für einen Feind des Vaterlandes zu erklären und sich selbst dem hohen Adel und wohllöblichen Publikum als passenden Nachfolger zu empfehlen. Das nennt man hier dann sehr melodisch: „Pronunciamiento". Auf diese Weise haben im Lauf von 40 Jahren (bis 1855) 36 Präsidenten einander abgelöst, die sich mitunter auch Diktator oder Kaiser (Iturbide) nannten, und von denen jeder nach der Verfassung eigentlich 8 Jahre hätte regieren müssen. Dabei hat die Regierungsform in 35 Jahren zweiundzwanzigmal gewechselt.

Auch jetzt wieder ist im Innern „hinter den Bergen" eine Revolution im Entstehen begriffen.

Da Du nach meinen Bekannten fragst, so wird Dich beifolgender Brief von Liszt interessieren. Und da ich beim Durchsehen noch allerhand mir im Lauf der letzten Monate zugegangene Curiosa fand, die der Art sind, daß ich sie nicht sofort zerreißen wollte, so lege ich sie auch bei.

(Brief von Franz Liszt)

Verehrter lieber Freund, aufrichtigen Dank für Ihr herzliches Gedenken; ich kann Ihnen versichern, daß es ganz auf Gegenseitigkeit beruht. Sie fehlen mir sehr in Rom, und um-

gekehrt könnte ich dort andere entbehren, namentlich im Winter. So faßte ich kurzerhand den Entschluß, mich den ebenso anspruchsvollen wie unangebrachten Freundlichkeiten zu entziehen. Ich flüchtete letzten Winter nach Weimar und habe mich seit 14 Tagen in der Villa d'Este niedergelassen, wo der Kardinal Hohenlohe so gütig war, mir eine reizende Wohnung einzurichten. Ich werde davon Gebrauch machen und mich nicht von der Stelle rühren, umgeben von der besten Gesellschaft: von Büchern und Musik, bis ich im April nach Weimar zurückkehre. Für Beethovens Jubiläum komponiere ich jetzt eine Kantate, welche Ende Mai in der „Tonkünstler-Versammlung" in Weimar aufgeführt werden soll. Später gehe ich nach Ungarn zu meinem vortrefflichen Freund Baron Augusz, önologischem Gelehrten und Besitzer großer Weinberge, deren Produkte Sie sich vielleicht entsinnen; sie wurden durch verschiedene Ausstellungsmedaillen sowie durch die schmeichelhafte Anerkennung des Barons Visconti und des Grafen Bobrinsky geehrt. Augusz hat in seinem Heimatsort Sexau eine prachtvolle Kirche erbaut; wir haben ausgemacht, daß bei der feierlichen Einweihung eine von mir komponierte Messe gesungen wird.

Von den Ihnen bekannten und Ihrer gedenkenden Persönlichkeiten, die wiederzusehen mir eine Freude war, nenne ich Ihnen Kaulbach, unerschöpflich in Meisterwerken, Baronin Schleinitz (von Berlin), die ich „Sérénissime Excellence" tituliere, und Madame de Mouchanoff, stets ebenso bewunderungswürdig durch die Grazie ihres Geistes wie durch die meisterhafte Gabe, uns ins Reich der Ideale zu führen.

In dieser auserlesenen Gesellschaft verbrachte ich zwei Wochen hindurch jeden Abend in München — ein Name, für mich unzertrennlich von einem tiefen Schmerz, über den ich schweigen möchte.

Man wird alt, um betrübt zu werden — über sich und andere. Und dennoch mangelt der Welt weder das Gute noch das Schöne; es hängt nur von uns ab, es uns zu eigen zu machen und zu mehren. Meine Wahl ist getroffen: ich lausche der barmherzigen Stimme, welche ermahnt, uns nicht in Traurigkeit zu versenken „wie die anderen, die keine Hoffnung haben" — der Stimme: „Non sunt condignae passiones hujus temporis ad futuram gloriam!" (Daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht wert sei, die an uns soll offenbaret werden.)

Ganz der Ihre

in herzlich ergebener Freundschaft

F. Liszt.

14. November 1869 — Villa d'Este.

Ihre kleine Bestellung habe ich der Fürstin Wittgenstein ausgerichtet. Sie läßt Ihnen tausend Herzliches sagen; ihr Buch „L'église attaquée par la médisance" hat ihr hohe Anerkennung eingetragen; sie fährt fort, sich bei der Beurteilung der großen römischen Fragen einen Optimismus zu bewahren, der um so anerkennenswerter ist, als ihm jedes eigennützige Interesse fernliegt.*)

---

*) Das französische Original lautet:

„Très honoré et cher ami,

Sincères remerciments de votre cordial souvenir, bien réciproque je vous l'assure. Vous me manquez beaucoup à Rome et par contre, beaucoup d'autres y sont de trop pour moi, surtout en hiver. Aussi ai-je bel et bien résolu de me soustraire à l'excédant des amabilités prétentieuses et importunes. L'hiver dernier j'ai fui à Weimar, et depuis une quinzaine je me suis établi à la Villa d'Este où le Cardinal d'Hohenlohe a eu la gracieuseté de m'accommoder un charmant logis. J'en profiterai sans désemparer, entouré de la meilleure société de livres et musique, jusqu'au moment de repartir pour Weimar, au mois d'Avril. J'écris une Cantate pour le jubilé de Beethoven, qu'on exécutera d'abord à la „Ton-

Mexiko, 21. Februar 1870.

Teure Mutter, mit dem letzten Brief sandte ich Dir einen Reisebericht über meine Cuernavacareise. Inzwischen habe ich schon wieder einen interessanten Ausflug unternommen und zwar nach Pachuca und Real del Monte, zweien der wichtigsten Minenplätze Mexikos.

---

künstler-Versammlung“ à Weimar, fin Mai. Plus tard j'irai en Hongrie, chez mon excellent ami le Baron Augusz, savant œnologue et propriétaire de grands vignobles, dont vous vous rappelez peut-être les produits, honorés de plusieurs médailles d'exposition, et de la flatteuse approbation du Baron Visconti et du Comte Bobrinsky. Augusz a fait construire dans sa ville natale, Sexau, une fort belle église, et nous sommes convenus qu'au jour de la dédicace solennelle une Messe de ma composition sera chantée.

Parmi les personnes de votre connaissance qu'il m'a été le plus agréable de revoir et qui vous *remémorent* je nommerai: Kaulbach — imperturbablement productif en chef d'œuvres; la Baronne de Schleinitz (de Berlin) que j'intitule la *Sérénissime Excellence*; et Madame de Muchanoff toujours admirable de grâce d'esprit, et d'une *maestria* de séduction idéale.

Pendant deux semaines je passais chaque soir en si exquise compagnie, à Munich — nom qui du reste se rattache pour moi à un profond chagrin que je n'ai qu'à taire.

On vieillit pour s'affliger de soi et d'autrui. Néanmoins, le Bien et le Beau ne manquent pas au monde; il ne dépend que de nous, de nous l'approprier et de l'augmenter. Mon choix est fait: j'écoute la voix qui nous exhorte miséricordieusement à ne pas nous absorber dans la tristesse „comme ceux qui n'ont point d'espérance immortelle“ — et nous apprend aussi que „non sunt condignae passiones hujus temporis ad futuram gloriam“.

Bien à vous d'amitié cordialement dévouée

F. Liszt.

14 Novembre 69 — Villa d'Este.

J'ai fait votre petite commission à Madame la Princesse Wittgenstein qui vous dit mille choses affectueuses. Son livre „L'église attaquée par la médisance“ lui a valu d'illustres suffrages, et elle continue de maintenir sur les choses majeures de Rome une sorte d'optimisme d'autant plus méritoire qu'il est plus désintéressé.“

Am Montag, 14. d. M., früh $^1/_2$8 dampfte ich mit Vivanco und Bourjau ab. In Ometusco verließen wir die Eisenbahn und langten mit Eilwagen gegen 4 Uhr in Pachuca an, wo wir in der Casa de Diligencias abstiegen.

Dieser Ort ist von hohen Bergen eingefaßt, in denen unaufhörlich gearbeitet wird, um Silberschätze zu heben.

Die größte Minenanlage ist im Besitz einer Aktiengesellschaft, welche auch in dem nahegelegenen Real del Monte umfangreiche Berg- und Hüttenwerke besitzt und nach diesen „Compañia del Real del Monte" heißt. Sie bestand ursprünglich aus Engländern, welche den Grund zu dem großartigen über- und unterirdischen Betrieb legten: dabei machte das Unternehmen Bankrott und überließ die sämtlichen Etablissements vor etwa 20 Jahren einer mexikanischen Kompagnie, die in der Hauptstadt selbst ihren Sitz hat.

Der Gesamtwert der jetzigen Anlagen in Pachuca, Real del Monte, Velasco und Regla wird auf 14 Millionen Pesos (ungefähr 17 Millionen Reichstaler) veranschlagt. Ich habe in diesen Tagen so viel Silber gesehen, wie zusammen während meines ganzen Lebens nicht.

Der Direktor der Minen, Mello, ein Spanier, wohnt in Pachuca. Unter seiner Leitung, begleitet von 2 englischen Ingenieuren der Kompagnie, traten wir am folgenden Morgen unsere Minenreise an.

Das erste Werk, das wir besichtigen sollten, war San Rosario. An dieses schließen sich, durch Korridore verbunden, Santa Sophia, San Pedro, Guatimotzin u. a.

Wir mußten nun zunächst uns der Anzüge entledigen und dafür dicke wollene Hemden und Hosen anlegen, über die dann noch leinene Jacken und Beinkleider gezogen wurden; die Wolle wegen des scharfen Temperaturwechsels in den

verschiedenen Minen; die leinenen Kleider als Schutz gegen Staub, Nässe usw.

Um $9^1/_2$ Uhr waren wir marschfertig. Auf dem Kopf hatte jeder einen breiten dicken Hut, an welchem beim Klettern die Grubenlichter (einfache Talglichter, nicht Lampen) mit nassem Lehm angeklebt wurden. Wir sahen alle so verdächtig aus, daß ich keinem Fremden geraten haben würde, uns in einem einsamen Walde zu begegnen.

Einen solchen „Lichthut" hatte sich Michelangelo verfertigt, um nachts, wenn er in schlaflosen Stunden an der „Grablegung" schaffte, diejenige Stelle des Marmors, an der er gerade arbeitete, zu beleuchten. Er nahm gleichfalls ein Talglicht, weil dieses nicht tropft.

Jene Gruppe, welche eine Inschrift als „letztes Werk" des Künstlers bezeichnet, steht unvollendet in Florenz unter der Kuppel der Santa Maria del Fiore. (So genannt nach der Lilie, dem Wappen der Stadt.)

In verschiedenen Absätzen stiegen wir auf schmalen Leitern 500 Varas (1 Vara = 3 Fuß) tief in die Unterwelt hinab und sind dort fast 6 Stunden geblieben. Nur selten machen Ausländer diese Grubenexpedition in solchem Umfange. Gegen 12 Uhr waren wir alle aber auch so ermüdet, daß uns das Frühstück in der Mine Santa Sophia recht geschlichen kam. Wir nahmen es beim flackernden Licht unserer Talglichter in einer ventilierten Nische. In den Gängen selbst darf die Kommunikation nicht gestört werden. Sie sind teils mit Schienen belegt zum Transport der Erze, die dann an bestimmten Haltestellen durch mächtige Maschinen hinaufgeschafft werden, teils von eisernen Röhren oder offenen Rinnen durchzogen, aus denen das Wasser vermittels riesiger Pumpwerke hinausbefördert wird. Geschieht das nicht, so laufen die Minen

voll und können nicht mehr ausgebeutet werden. Von Zeit zu Zeit dröhnt das Sprengen des Gesteins wie Donnerschläge durch das Dunkel. Die Luft ist so dick, daß künstlich ventiliert wird. Wo dies fehlt, wie z. B. in der neuen Mine Guatimozin, herrscht solche Hitze, daß die Bergleute nackend arbeiten.

Das Ganze war sehr angreifend, und als wir um 3 Uhr wieder ans Tageslicht kamen, gestanden wir uns, daß wir diese halsbrecherische Expedition nicht zum zweiten Mal unternehmen möchten, die Eindrücke uns aber unvergeßlich bleiben würden. Wir waren fast 6 Stunden unterirdisch fortwährend gestiegen, geklettert, gekrochen. Eine prachtvolle Silbererzstufe, welche mir der Direktor überreichte, werde ich, wenn mein Urlaub durchgeht, Antonelli für seine Sammlung edler Steine nach Rom mitbringen als Beweis, daß ich in der mexikanischen Unterwelt seiner gedacht habe.

Etwa 500 Indianer schaffen in der Tiefe „Tag und Nacht" — wenn man diesen Ausdruck für das Innere der Erde anwenden kann. Die einen schleppen Erzblöcke, andere hämmern am schwarzen Gestein und legen die glänzenden Adern bloß, in denen das Silber steckt; dritte sind beim Pumpwerk oder beim Hinaufwinden des Erzes tätig. Die nacktbraunen Gestalten mit dem straffen schwarzen Haar bilden einen eigentümlichen Kontrast zum blitzenden Mammon, der durch ihre Anstrengungen dem Gestein entrissen wird und dann, gemünzt, die Kulturwelt überflutet — zum Guten und Bösen.

Und diese ganze schwere Arbeit geschieht im Halbdunkel, beim trüben Schein schwelender Talglichter, in dumpfer, feuchter Atmosphäre, welcher selbst der Kräftigste nicht lange Zeit widersteht. Dafür ist freilich der Lohn hoch, zum Erwerb aber bringt es hier niemand; der ganze hiesige Arbeiterstand ist von Haus aus demoralisiert. Während der deutsche Bergmann

sich im allgemeinen durch Nüchternheit und frommen Sinn auszeichnet und unsere Minenorte die Stätten der Gottesfurcht und Solidität sind, gelten in Mexiko wie in sämtlichen ehemals spanischen Kolonien die Bergwerke für Pflanzschulen aller Verbrechen. Was hier der Arbeiter in der Woche verdient, muß am Sonnabend vertrunken, verspielt und verjubelt werden. Raub und Totschlag sind an der Tagesordnung; das wüsteste Treiben herrscht sowohl in Pachuca wie in Guanajuato, Zacatecas und anderen Minengegenden. Unsere Begleiter versicherten uns, daß mehr als ein halbes Dutzend der Arbeiter, die wir sahen, bereits die verschiedensten Mordtaten ausgeführt hätten.

Die Gegend ist so unsicher, daß die Kompagnie eine Garde von 80 Mann unterhält, von denen jeder die Woche 10 Pesos (12 Reichstaler) erhält. Alles ausgesuchte und erprobte Leute. Der sonst so friedliche Señor Mello führt bei Ausritten ein förmliches Waffenarsenal bei sich und ist stets von 4 bis 6 Gardisten begleitet — eine sonderbare Art, das Leben zu genießen.

Als wir uns von der Minenexpedition etwas erholt hatten, ritten wir (auf dem Rückweg nach Pachuca) nach einem der Hüttenwerke der Kompagnie, einer sogenannten Hacienda de beneficio, wo das Silber aus dem Erz geschieden wird.

Der Holzmangel gestattet hier nicht, wie bei uns, die Anlage vieler Schmelzöfen. Der Schmelzprozeß wird in Mexiko meistens durch das Amalgamieren der Erze mit Quecksilber ersetzt, eine Prozedur, die schon zu Ende des 16. Jahrhunderts in Pachuca von einem Bergmann namens Bartholomeus von Medina erfunden wurde.

Man stampft die Erze zu Staub, vermischt diesen mit Wasser und Quecksilber und läßt den ganzen Brei in große

runde Tennen laufen, die etwa einen Fuß tief ausgehöhlt sind. Dort wird die Masse 30 bis 40 Tage lang durch Maultiere zusammengetreten; nach Ablauf dieser Frist haben sich alle Silberteile — infolge innerer Wahlverwandtschaft — mit dem Quecksilber vermischt, und zwar in so fester Form, daß sich dieses Amalgam völlig absondern läßt. Durch Filtration wird dann wiederum das Quecksilber ausgeschieden. Dadurch bleibt das reine Silber zurück und geht nun, zu Barren verarbeitet, in die Münze, um sich in unglaublich kurzer Zeit in Geld zu verwandeln. In 24 Stunden kann dort 1 Million Pesos hergestellt werden.

Mit der untergehenden Sonne nahm auch der Mammonkultus, dem wir vom frühen Morgen an gehuldigt, sein Ende.

Nun ging es zur Tafel bei Mello, der einen prachtvollen Palast bewohnt, ein Gehalt von 20000 Pesos (25000 Reichstalern) bezieht und zugleich das Talent hat, diese durch die wäßrige Prozedur gewonnenen Silbermünzen auf die vortrefflichste Art von neuem „flüssig" zu machen.

Am anderen Morgen trugen uns die kräftigen mexikanischen Pferde, unter einer Eskorte von 6 Garden, den schönen Weg hinan, der — fast wie eine kleine Gotthardstraße — nach Real del Monte führt. In Velasco (auch eine Hacienda de beneficio der Kompagnie) wurden beim englischen Administrator wackere muttonchops in Angriff genommen, dann die großartigen Anlagen besichtigt und zurück nach Pachuca geritten, wo Mello abermals den liebenswürdigen Amphitryon spielte.

Am nächsten Morgen, früh um 6, ging es mit Diligencia nach der Station Ometusco. Da die Straße seit 24 Stunden unsicher sein sollte, hatte Mello uns eine berittene Eskorte

von 8 Mann mitgegeben und außerdem auf der Imperiale 3 Mann postiert, deren Henry-Rifles im Fall eines Angriffs die erforderlichen Dienste geleistet haben würden — in erster Linie wohl auf Kosten dieser exponierten Wachen.

Inzwischen sind abermals Regierungstruppen ins Innere abgegangen, um die Revolution im Keim zu ersticken. Ich hoffe dringend, daß das in Mexiko stets unter der Asche glimmende Feuer eines Bürgerkriegs diesmal keine größeren Dimensionen annimmt und mir nicht etwa einen Strich durch den Urlaub macht!

Mexiko, Sonntag, 27. Februar 1870.

Guter Wider, soeben von einer Minenexpedition ins Innere Mexikos zurückgekehrt, finde ich die neuesten Nachrichten vor: die Revolution ist niedergeworfen, die Kerls, die mir meinen Urlaub stören wollten, sind furchtbar zusammengehauen. Diese ganz uninteressanten Desperados, von denen die einen stets etwas wollen, wegen dessen sie von den anderen über den Haufen geschossen werden, um dann wieder denselben Firlefanz mit umgekehrten Rollen von neuem anzufangen — die stören also meine Abreise nach Europa nicht mehr. Ich war von dieser Nachricht so beglückt, daß ich sofort zu Freund Lerdo stürzte, um ihm über den Sieg der Regierung meine unbändige Freude auszudrücken, die in diesem Fall wirklich von Herzen kam. Wenn er übrigens nicht so viel Werg am Rocken hätte, wäre er ein ganz famoser Kerl: intelligent, amüsant und stets mit Liebeshändeln beschäftigt.

Heute ist der englische Steamer fällig, der mir das Urlaubstelegramm bringen soll!

Noch ist freilich keine Nachricht aus Veracruz hier oben, welche die Ankunft des Schiffs meldet. Ich bin in höllischer

Aufregung! Wie viele Telegraphistenkonfusionen können passieren auf dem Wege von der Wilhelmstraße nach New York und von da bis Habana! Wenn das Ding eine Minute zu spät in Habana (nach Abgang des Dampfers) eintrifft, muß ich von neuem 14 Tage warten, bis zum nächsten Steamer!

Wir haben hier nun schon wieder vollen Sommer. Alles grünt, und vorgestern sind auch die ersten Schwalben und Kolibris aus ihrer Wintervilleggiatur zu uns zurückgekehrt. Das alles läßt mich jetzt aber kalt. Ich wünsche nur, ich könnte wie sie bald der Heimat zueilen.

12 3/4 Nachts.

Soeben Telegramm: Urlaub bewilligt! Donnerwetter! Nun schreibe ich Ihnen von hier nicht mehr. Meine Effekten gehen morgen nach Veracruz; die Diligence nimmt nur kleine Koffer, das Gros bleibt auf Maultieren 8 bis 12 Tage unterwegs. Am 10. folge ich selbst, schiffe mich am 13. in Veracruz ein und nehme in Habana (24. März) Hamburger Steamer. Herrlich! Wenn ich nicht ertrinke, sehen wir uns bald wieder. Und dann verleben wir in Rom mit allen unsern weltlichen und geistlichen Freunden göttliche Tage!

Mexiko, 8. März 1870.

Meine teure Mutter, übermorgen verlasse ich die Hauptstadt. Am 13. d. M. schiffe ich mich auf „Washington“ in Veracruz ein.

Vorigen Sonnabend, 5. d. M., gab Lerdo mir ein glänzendes Abschiedsdiner, dem alle Staatsminister und Juarez selbst beiwohnten. Juarez geht sonst nicht auf Diners; nicht einmal während der Anwesenheit des nordamerikanischen Staats-

sekretärs wich er von dieser Gepflogenheit ab. Außerdem waren alle meine besten deutschen und anderen Bekannten eingeladen, die ich selber dem guten Lerdo hatte bezeichnen müssen. Es fehlte nicht an gerührten Toasten und mexikanisch-stürmischen Akklamationen.

Nun werde ich bald das Glück haben, meine teure Mutter zu umarmen.

Berlin, 2. April 1870.

Guter Bruder, die 5714 Seemeilen sind glücklich überwunden. Ich bin gleich furchtbar ins Feuer gekommen: Regierung ist mit meinem Vertrag ganz zufrieden, aber Handelskammer in Hamburg und Bremen machen noch einige Einwendungen. Deshalb muß ich schon heute nach Bremen als Apostel meines Traktätchens, da in vier Tagen das Zollparlament darüber abstimmen soll.

Ich kam gerade im allerletzten Moment, um noch nach rechts und links Aufklärung zu geben. Delbrück und Philipsborn teilen in einigen strittigen Punkten ganz meine Auffassung. Mit ersterem, Camphausen und Krüger gestern im Klub interessantes Diner.

Hoffentlich tritt bald Ruhe ein. Dann gehe ich erst nach Lübeck-Rodensande und nachher gleich über die Alpen.

Berlin, Pfingstdienstag, 7. Juni 1870.

Mein guter Wider, bis Triest war ich — wenn auch entfernt von Rom — doch noch unter italienischem Himmel. Miramare tauchte wie eine weiße Fata Morgana aus den blauen Fluten — wie eine strahlende Erinnerung an Maximilian. Der Wechsel im Menschenschicksal konnte nicht deutlicher vor Augen geführt werden. In Wien empfing mich

graues Gewölk und Regen, in Berlin Winterkälte, Nässe, Ungemütlichkeit — kurz, ich bin jetzt gerade soweit wie im Februar 1869, wo ich Rom verließ. Nach diesen drei paradiesischen Maiwochen! Ich bin höllisch melancholisch!

Den Kronprinzen sah ich in Potsdam und erzählte ihm, welchen Eindruck seine Tagebücher auf Sie gemacht. Er erkundigte sich angelegentlichst nach Ihnen und Ihren neuen Werken.

Meine nächsten Pläne kenne ich selbst noch nicht. Vorgestern abend war ich bei Bismarck, der morgen nach Varzin geht, wohin er mich eingeladen hat. Ich denke, ihm nächste Woche dorthin zu folgen und mich Ende dieses Monats in Hamburg oder Southampton wieder einzuschiffen!

Im Hafen von Havre,
Freitag, 8. Juli 1870.

Teure Mutter, wir hatten eine prachtvolle Fahrt; Meer glatt, Himmel blau, Sonne strahlend. In Hamburg interessantes Diner bei Herrn Bonne, der so freundlich war, 25 Mexikaner für mich zu vereinigen.

Auf der „Westfalia“ fand ich eine Menge bekannter Gesichter wieder, u. a. den Steuermann Martin, der im Winter in Eutin war und sich rühmte, Herrn von Schlözer auf „Rodensande“ im Schlitten gesehen zu haben! Es sind 400 Auswanderer an Bord; heute werden von Paris noch viele „feine“ Passagiere erwartet.

Und nun lebe wohl, meine gute, teure Mutter! Laß mich recht bald Nachricht von Dir erhalten! Vielleicht schreibst Du schon am 13. d. M.? Dann weiß ich bei meiner Ankunft in Mexiko, wie es meiner guten Mutter Mitte dieses Monats ging.

Im Hafen von Havre, am Bord der „Westfalia"
Freitag, 8. Juli 1870.

Am Festlande fand ich nicht Zeit, lieber Wider, Ihre himmlisch unvergleichlichen Zeilen vom 13. v. M. zu beantworten. Die Geschichte Stroganows ist riesig amüsant. Ich erhielt den Brief im Hotel du Nord in Berlin, als ich am 21. v. M. von Varzin zurückkehrte, wo Bismarck und Frau vier Tage hindurch ihre ganze Liebenswürdigkeit entwickelt haben. Mit ihm allein habe ich täglich stundenlange Promenaden in seinen Forsten gemacht und dort eigentlich erst die Weltgeschichte von 1866—70 kennen gelernt.

Bereits am 22. Juni war ich in Ems, um mich beim König zu verabschieden.

In Baden-Baden blieb ich zwei Tage, um auch der guten Königin Lebewohl zu sagen und mit Flemming von Rom zu schwärmen. Dann zwei Tage in Weimar, wo Liszt die Wagner-Gemeinde Deutschlands und Frankreichs von der Kunstmäcenin Schleinitz bis zum kritischsten Recensenten um sich versammelt hielt. Nach einem sehr fidelen Diner bei Meyendorf abends Tannhäuser mit Niemann und der Mallinger in seltener Vollendung. Dann musikalisches und Champagner-Gelage mit Liszt.

Am 1. Juli feierten wir in Lübeck den 84. Geburtstag meiner Mutter. Am 6. verließ ich mit der „Westfalia" Hamburg. Nun ist die Herrlichkeit vorüber, und morgen geht's wieder in die öde ozeanische Wasserwüste, wo ich Zeit haben werde, über die schönen römischen Wochen und so viele andere Eindrücke nachzudenken.

Daß Sie vielleicht Lübeck besuchen, ist reizend von Ihnen. Wenn Sie mir einen großen Gefallen erweisen wollen, so melden Sie Ihre Ankunft meiner Mutter vorher, da wir nach Möglichkeit alle plötzlichen Überraschungen vermeiden und sie

auf alles vorzubereiten suchen. Wie fidel, wenn ich Sie in unserem hanseatischen Nürnberg herumführen könnte, dessen prachtvolle Backsteinarchitektur allen Städten der europäischen Nordküste den Rang abläuft. Aber dann sitze ich schon wieder in meinem Aztekennest, falls nicht der Ozean, der Vomito oder die zwischen Veracruz und Mexiko stets angenehm beschäftigten Briganten mich samt Ratifikation schon vorher gepackt haben.

Am Bord der „Westfalia",
Sonntag, 17. Juli 1870.
41° 47′ nördlicher Breite,
58° 26′ östlicher Länge.

Himmel und Wasser sind heute so ruhig, daß sie mich nicht hindern, meiner guten Mutter zu schreiben.

Am 9. Juli, früh 7 Uhr, verließen wir Havre. Gegen Mittag brach ein Gewitter los, wie ich es noch nie auf dem Meer erlebt. Die Blitze zischten rechts und links vom Dampfer in die Wellen, in demselben Augenblick krachten auch die Schläge und donnerten weithin über die Fluten.

Gleich darauf erhob sich Nebel, der uns dicht einhüllte und bald verhängnisvoll werden sollte.

Den Nebel fürchtet der Seemann mehr als den Sturm, besonders im Kanal, wo es im Sommer von Schiffen wimmelt.

Es mochte etwa 2 Uhr nachmittags sein. Wir befanden uns auf der Höhe der Casquets-Inseln. Unsere Maschine arbeitete nur mit halber Kraft, um in dieser grauen Wildnis ein plötzliches Zusammentreffen mit anderen Fahrzeugen zu vermeiden. Kapitän Schwensen und der zweite Offizier Fischer standen auf der Kommandobrücke, beide unverrückt nach vorn äugend und scharf hinhörend, ob irgendein Geräusch zu vernehmen sei. Am Bugspriet lagen außerdem zwei Ausluger.

In kurzen Intervallen stieß die „Westfalia“ das unheimliche Geheul der Nebelpfeife aus, ihren warnenden Ruf weithin durch die weißen Wasserdünste sendend, um anzuzeigen, daß der Riesendampfer der Neuzeit, die „Westfalia“, das alte Meer durchfurche, und alles aus dem Wege gehen möge, um nicht zermalmt zu werden.

Ich stand mit einem Amerikaner auf dem Vorderdeck und beobachtete, wie unser Koloß langsam vorwärtsglitt.

Plötzlich hörten wir vor uns wildes Geschrei und Hilferufe. Aus dem Nebel tauchte gespenstisch ein Zweimaster mit vollen Segeln; im selben Moment ließ Kapitän Schwensen die Maschine auf rückwärts stellen.

Zu spät: die wuchtige „Westfalia“ hatte trotz ihrer gemäßigten Gangart das fremde Schiff bereits vollständig überlaufen — mit solcher Gewalt, daß der Fockmast wie Glas zersplitterte und sein Rumpf mitten durchbarst.

Als wir uns links über die Reeling beugten, trieben bereits die beiden Schiffsteile zu unseren Füßen vorüber — mit heulenden Menschen, zerbrochenen Rahen und Masten, zerrissenen Segeln, flatternden Tauen. Auf den sich neigenden Planken irrte die Bemannung händeringend hin und her, während die Wassermassen mit dumpfem Brausen in die offengelegten Räume hineindrängten. Dann nur wenige Sekunden — und alles versank vor unseren Augen.

Langsam breitete der Nebel seinen undurchdringlichen Schleier über die Katastrophe ...

Doch schon hatte der Kapitän eins unserer großen Rettungsboote seeklar machen lassen. Wenn auch niemand von uns, und Schwensen selbst wohl kaum, die Rettung für möglich hielt, und es allen undenkbar erschien, zwischen den dichten Nebelvorhängen die Stelle aufzufinden, wo die Unglücklichen

verschwunden waren, wollte der Kapitän es doch, zur Beruhigung seines Gewissens, wenigstens versuchen.

Und wunderbarer Weise glückte das Unternehmen. Leutnant Fischer, der das Rettungsboot kommandierte, schlug mitten durch den dicken Nebel eine so richtige Direktion ein, daß er schon nach wenigen Minuten die Hilferufe der Verunglückten hörte. Sie waren mit den Trümmern in die Tiefe gezogen, dann wieder heraufgewirbelt und hatten, an herumtreibende Bretter und Planken geklammert, verzweifelt nach Hilfe geschrien.

Als Fischer — er konnte in diesem Fall gar nicht besser heißen — die Verunglückten dem nassen Element entrissen und im Boot geborgen hatte, kehrte er triumphierend zur „Westfalia" zurück, und allgemein war die Freude, als diese armen Burschen, welche wohl schon am Leben verzweifelt hatten, wassertriefend die Schiffsleiter heraufkrabbelten und sich nun plötzlich in Sicherheit sahen.

Inzwischen hatte sich der Nebel etwas verzogen; wir setzten die Fahrt mit voller Kraft fort, um die drei Viertelstunden, welche verloren waren, möglichst einzuholen.

Diese Katastrophe zeigte mir aber außer dem dramatischen Bild eines Schiffsuntergangs noch etwas anderes: das Plötzliche des ganzen Vorfalls und die tieftragischen Eindrücke, die sich auf wenige Minuten zusammendrängten, wirkten im Moment des Zusammenstoßes auch auf unsere Passagiere so niederschmetternd, daß zu meinem Schrecken alles den Kopf verlor und in wüstem Taumel durcheinanderlief, der mich deutlich erkennen ließ, wie arg die Verwirrung sein würde, wenn so ein großer Dampfer selber — mit seinen 6—700 unerfahrenen Menschen — auf offener See von einem Unfall betroffen würde.

Nachträglich teilte mir der vierte Offizier, Zwang, mit, daß er schon eine halbe Stunde vor der Katastrophe ein Unglück geahnt: er habe eine tote Katze an der „Westfalia“ vorbeitreiben sehen. Das sei immer ein böses Omen für den Seemann, weshalb auch — wie ich bei der Gelegenheit erfuhr — ein ordentlicher Schiffer die Katzen hochhält und, falls eine solche an Bord seines Fahrzeugs auf der See stirbt, sie niemals den Wellen preisgibt, sondern ihre irdische Hülle erst auf dem Festland bestattet.

Die Mannschaften des verunglückten Schiffes waren Norweger. Der Kapitän hieß Marcussen. Es war die norwegische Brigg „Präcis“, mit Ballast von Frankreich unterwegs, um eine Holzladung aus Finnland zu holen. Das Schiff war schon elf Jahre alt, aus leichtem Föhrenholz gebaut; deshalb wurde es auch sofort zertrümmert.

Die Matrosen gestanden, sie wären ganz sorglos mit dem Scheuern des Schiffes beschäftigt gewesen, hätten plötzlich unsere Nebelpfeife gehört, aber gehofft, mit dem Ostwind, der in demselben Augenblick aufgekommen sei, noch vorbeizuschlüpfen. Da ist denn eine starke Distanzverrechnung vorgekommen. Hätten die Leute — wie es der Seemannsbrauch fordert — die Sirene mit ihrer Schiffsglocke beantwortet, so wäre bei der gespannten Aufmerksamkeit, die auf der „Westfalia“ herrschte, das Läuten gehört worden. Statt dessen soll der Steuermann der „Präcis“ sich darauf beschränkt haben, auf dem Hals einer Flasche zu blasen. Diese kindliche Musik hat man natürlich auf der „Westfalia“ nicht gehört.

Der arme Kapitän Marcussen kann den Verlust seiner Brigg noch nicht verschmerzen und wandelt schweigsam und in sich gekehrt auf dem Deck der „Westfalia“ umher. Seine Mannschaften aber haben sich schon lange getröstet. Auf dem

einst so froh auslaufenden Fahrzeug, welches jetzt tief auf dem Grunde des Ozeans ruht, waren sie nur an Hering, Stockfisch, hartes Schiffsbrot und noch härtere Arbeit gewöhnt. Auf der „Westfalia" schwelgen sie in Freiheit und den ungeahnten Genüssen einer Hamburger Schiffsküche. Und nun sollen sie New York sehen, was ihnen sonst verschlossen geblieben wäre; durch Sammlungen der Passagiere ausgerüstet, werden sie die Music Halls besuchen und in dieser herrlichen Neuen Welt ihrem Kapitän Marcussen wohl sämtlich abhanden kommen, um Wirkungskreise ausfindig zu machen, in denen sie weniger auf das Salz des Herings und der Meerestiefe angewiesen sind.

Montag, 18. Juli 1870.

Trotz vieler Nebel haben wir seit gestern mittag 302 Seemeilen (75 deutsche Meilen) gemacht; wir sind dabei etwa 6 Grade vorwärtsgekommen, und rufe ich denn heute vom

40° 48′ nördlicher Breite
64° 59′ westlicher Länge

meinem guten Bruder zu seinem Geburtstage meinen herzlichsten Glückwunsch zu.

Morgen werden wir nun doch nicht mehr nach New York gelangen. Die fatale Sirene hat schon wieder den ganzen Vormittag geblasen. Überhaupt gibt es wohl wenige so unangenehme Wasserstraßen wie die von Europa nach New York. Entweder Sturm, Eis und Schnee oder Regen, Nebel und Eisberge. Sonnige, stille Momente sind Ausnahmen. Im materiellen Fach wird zur Entschädigung das Möglichste geleistet. Heute sind es 12 Tage, daß wir von Hamburg fort sind, und noch ist alles Fleisch vorzüglich, weil es mit solcher Meisterschaft in Eis verpackt ist. Das Fischmaterial wird da-

gegen erst von Frankreich mitgenommen. Am 9. verließen wir Havre und hatten noch am 15. gebackene Schollen, denen man ihr sechs- bis siebentägiges Totenlager nicht im geringsten anmerkte.

Der Ingenieur der „Westfalia", namens Schulz, ein sehr gewandter Mann, ist ebenso wie der Quarter-Master Martin aus Eutin und öfters am schönen Rodensande vorbeigewandert!

19. Juli 1870.

Unser maritimes Stilleben ist schon wieder durch einen ganz merkwürdigen Vorfall unterbrochen worden.

Gegen 5 Uhr waren wir abermals von dichtem Nebel umgeben und arbeiteten nach Kräften auf der Dampfpfeife. Da plötzlich lichtete sich rückwärts der graue Vorhang, und dicht hinter uns taucht die „Scotia" auf — das schnellste Schiff der Cunard-Linie (Liverpool—New York).

„Scotia" und „Westfalia" verließen gleichzeitig Europa. Die zwischen Cunard und Hamburg bestehende Eifersucht ist aber besonders groß seit dem Mai vorigen Jahres, wo die „Westfalia" in 9 Tagen und 2 Stunden die Fahrt nach New York so rasch zurücklegte, daß sie schon am Montagabend dort eintraf, während „Scotia" erst Dienstag früh anlangte.

Nun ist der Kapitän Judkins von der „Scotia" ein jähzorniger Greis, der trotz seiner grauen Haare an jenem fatalen Dienstag dem guten Schwensen Rache geschworen hat.

Diese ist heute früh ausgeführt. Die „Scotia" traf uns also um 5 Uhr — gerade als wir stoppten, um unsern Lotsen an Bord zu nehmen.

Gleichzeitig war auch schon ein zweiter bei der „Scotia" angelangt.

Da aber berechnet der tückische Indkins in aller Eile, daß, wenn er uns den bereits gewonnenen Vorsprung nicht abschneide, die „Westfalia“ abermals vor der „Scotia“ in New York eintreffen würde.

Was tut also der Bengel? Mit vollster Dampfkraft fährt er auf uns zu, macht dann eine kühne Wendung und legt sich mit seiner ganzen Breitheit so dicht vor uns, daß beim geringsten Vorgehen der „Westfalia“ ihr Eisenschnabel unvermeidlich in den Radkasten der „Scotia“ hätte fahren müssen. Ein solches Manöver hätte der Kerl verdient. Daß wir es aber doch nicht ausführen würden — das hatte er sich auch schlau berechnet.

Schwensen wütete und schimpfte von seiner Kommandobrücke.

Indkins blieb kühl und unverfroren, bis sein Lotse aufgenommen war. Dann dampfte er ungestüm ab — und wir hatten das Nachsehen.

New York, Sonnabend, 23. Juli 1870.

Am 8. Juli glaubten in Havre noch viele an Frieden. Am 9. ging es in See. Am 20. traf ich hier ein, und im Moment unserer Ankunft kamen Zeitungen an Bord mit der Nachricht von der Übergabe der französischen Kriegserklärung. Dasselbe Europa, welches so ruhig dalag, als ich von ihm schied, bereitet sich jetzt auf Schlachten vor. Ich verließ Varzin am 21. Juni in so tiefem Frieden und unter so wenig Kriegsaussichten, daß Bismarck am Tag nach meiner Abreise anfing, Karlsbader zu trinken, was man nicht tut, wenn man 4 Wochen später in den Krieg soll.

Bis zum 1. August werde ich hierbleiben, dann geht ein direktes Schiff nach Veracruz. Und wenn ich erst wieder oben

in Mexiko bin, werde ich lange Zeit ohne alle Nachricht von Europa bleiben. Die französischen Dampfer stellen dann vielleicht die Fahrten von St. Nazaire nach Veracruz ganz ein, und selbst wenn ihr Betrieb weitergeht, werden sie mir doch keine Briefe und Zeitungen aus Deutschland mehr bringen. Ich kann also nur alle 4 Wochen auf die Steamer von Southampton rechnen, die ich Euch angelegentlichst empfehle, damit ich nicht ganz ohne Kunde von Euch bleibe. Wie werde ich mich auf den ersten Brief von meiner guten Mutter freuen! Es ist schwer drückend, in einem solchen Moment patriotischer Erhebung in die mexikanische Einöde zu pilgern!

Mexiko, 2. September 1870.

In New York lebte ich in den aufgeregten Tagen vom 20. Juli bis 1. August immer auf der Straße und mit den Landsleuten; es litt niemanden zu Hause. Unter den Deutschen sind ganz famöse Kerls. Alles glüht von Patriotismus: mitten im vollsten Nordamerika war es eine großartige deutsche Bewegung. Viermal täglich wurden die Telegramme ausgegeben, die frisch von Europa herüberkamen. Was morgens am Rhein (Mosel) vorging, wußten wir schon am Nachmittag. Am 1. August schiffte ich mich ein, kam am 7. abends nach Habana, wo ich sofort die Weißenburger Siege erfuhr. Am folgenden Tag kam die Nachricht von Wörth! Dann ging es wieder in See; am 13. Ankunft in Veracruz. Am 17. Mexiko. Auch hier gewaltiger Enthusiasmus der Deutschen. Unsere Kolonie, fast 200 Köpfe stark, schickt heute 25000 Pesos an den Invalidenfonds nach Berlin.

Aber hier — fehlen jetzt die Nachrichten. Zweimal im Monat! Das ist in einem solchen Moment furchtbar.

Und nun muß meine gute, teure Mutter in ihrem hohen Alter noch einmal einen Krieg Deutschlands mit einem Bonaparte erleben. Da sich hoffentlich niemand in unsere Sache mischt, so werden wir sie wohl bald siegreich zu Ende führen!

Nach der bewegten Reise bin ich hier nun wieder äußerlich ruhig eingerichtet. Am 26. v. M. habe ich mit Lerdo die Ratifikationen ausgewechselt und von ihm protokollarisch die Deklarationen bekommen, die der Bundesrat des Zollvereins (resp. Zollparlament) verlangt.

Mexiko, 29. September 1870.

Meine teure Mutter, ich schreibe ins dunkle hinein, ohne zu wissen, ob und wann Dir diese Zeilen zukommen und ohne eine klare Anschauung von dem zu haben, was jetzt vorgeht. Seit 4 Wochen habe ich weder Zeitungen noch Briefe von drüben bekommen, und was hier Ende August eintraf, war auch schon 4 Wochen alt. Die Telegramme reichen bis zum 17. d. M., sind aber so konfus, daß ich nicht weiß, was sich seit Sedan und Napoleons Gefangennahme zugetragen hat.

Wir denken hier natürlich auch an nichts als an diesen gewaltigen Kampf. Unsere Beschäftigung besteht darin, die fragmentarisch einlaufenden Nachrichten zusammenzulegen und daraus mühsam uns ein Bild vom Gang der Dinge herzustellen.

Als ich nach meiner Rückkehr hierher zum ersten Mal wieder mit Juarez zusammenkam, erkundigte er sich sofort mit warmer Herzlichkeit, ob ich meine Mutter wohl und gesund angetroffen hätte. Dasselbe taten auch Lerdo und die übrigen Minister bei meinem Antrittsbesuch. Ich hatte im März, vor meiner Abreise, diesen Indianern erzählt, daß ich meine vierundachtzigjährige Mutter besuchen wollte, und die braunen

Männer hatten für mein Glück, solche Mutter zu besitzen, so viel Mitgefühl gehabt, daß sie nun auch gleich Nachrichten von Dir haben wollten.

Wenn alles wahr ist, was man über die Vorgänge in Rom hierher telegraphiert, wird die „Ewige Stadt" nicht wiederzuerkennen sein. Schon Anfang August, als ich in Habana ankam, sagten die Kablogramme, der Papst sei nach Malta geflohen. Solche Möglichkeit habe ich stets bestritten. Daß dagegen Louis sich eines schönen Morgens zum König von Preußen flüchten werde, habe ich von Anfang des Krieges an erwartet. Denn siegen mußten wir; und der große Komödiant konnte sich nach seinen Niederlagen nicht mehr in Paris sehen lassen.

Mexiko, 31. Oktober 1870.

Guter Bruder, gestern sandte ich einige Zeilen für Schöning, den ich nach den Zeitungen von seiner Verwundung völlig wiederhergestellt glaubte. Bald darauf traf Dein Septemberschreiben ein, welches mir Schönings Tod meldet. Wie viel denke ich an unsere gute Olga! Wie wird sie diesen schweren Schlag tragen? Morgen bekomme ich meine Zeitungsstöße, in denen ich den Tod vieler Bekannten finden werde. Und dabei sieht man noch immer kein Ende.

Am 30. v. M. hat ein furchtbarer Tornado auf Cuba gewütet und das Kabel zwischen dort und Florida, welches die Hauptnachrichten wenigstens bis Habana lieferte, zerrissen. Wir sind jetzt nur noch auf fabrizierte französische Lügentelegramme angewiesen. Und obgleich in New Orleans das gelbe Fieber so stark herrscht, daß selbst von dort die Kommunikation durch Quarantäne erschwert ist, überschwemmt auch jenes alte Centrum der französischen Immigration unsere Küstenstädte mit solchen

gefälschten Bulletins. Man muß seine ganze Geduld zusammennehmen. Humboldt sagt freilich: „So liegt oft in der Verwicklung ernster Lebensverhältnisse der Keim eines befriedigenden Ersatzes.“ Möge er keimen!

Nun fängt die Kälte bei Euch an, und dabei denke ich denn noch mehr als gewöhnlich an unsere gute Mutter. Hier ist vollständiger Sommer. Aber was bedeuten die schönsten Blüten, wenn in der Heimat ein Krieg ist, der so furchtbare Opfer fordert!

Fast wäre auch hier ein Umschwung eingetreten. Wie Pio IX., Louis und andere Größen jetzt von ihrer irdischen Höhe heruntersteigen, so schien auch Juarez vor 14 Tagen das Zeitliche segnen zu wollen. Infolge Schlaganfalls war er schon von den Ärzten aufgegeben. Aber die zähe Indianernatur arbeitete sich siegreich durch; er scheint noch weiter regieren zu können.

Dieses Ereignis zog natürlich auf 24 Stunden das hiesige Publikum von Europa ab. Kaum aber war Juarez wieder sturmfest, so wandte sich alles von neuem der Alten Welt zu. Bis Sedan war jeder Mexikaner voll Begeisterung für die deutsche Sache; jeder weidete sich an unseren Siegen und an Napoleons Unglück. Da aber kommt in Paris Republik! Und nun wähnten die Mexikaner, daß sie als wahre Republikaner sich für ihre neuen Glaubensbrüder an der Seine echauffieren müßten! Ähnlicher Umschwung in Nordamerika. Inzwischen aber hat man sich hier schon wieder entnüchtert und kokettiert nur noch oberflächlich mit Paris.

Goethe sagte 1792: „Eine neue Epoche der Weltgeschichte fängt an.“ Ich glaube aber, daß die Erde sich noch auf manche Erschütterungen gefaßt machen muß. Daß jetzt das Zeitalter dauernden Friedens kommen soll, halte ich für

Chimäre. Auch die durchgerüttelte Alte Welt wird wohl nie ganz zur Ruhe gelangen. Ich wenigstens bin innerlich auf die tiefgehendsten Umwandlungen vorbereitet.

Mexiko, 6. November 1870.

Guter Wider, unter den Entbehrungen, welche mir hier auferlegt sind, ist eine der größten für mich der Mangel an Nachrichten, auch von Rom. Was haben Sie alles in dieser Zeit erlebt! Welche Veränderung in der „Ewigen"!

Während ich alle großen Ereignisse des Krieges meist erst nach 4 Wochen erfahre, brachte mir ein — ganz zufällig hierher verwehtes — New Yorker Blatt vom 1. Oktober die detailliertesten Nachrichten von der Einnahme Roms. Als leidenschaftlicher Römer und Augenzeuge aller Ereignisse, welche im Herbst 1867 die Katastrophe vorbereiteten, hätte ich doch auch eigentlich diesen Ereignissen beiwohnen müssen. Was denkt denn nun die Siebenhügelstadt über alle diese Veränderungen? Dio mio, wenn ich doch eine Stunde dort sein und alle die Gesichter ansehen könnte.

Und was sagt unser guter Gendre*) zu dem allen? Ich wäre sehr traurig, wenn ihn die Belagerung von Paris so verstimmen sollte, daß mein nächster Urlaub uns nicht wieder bei einer ewig reizenden Maccaronata in seiner Vigna Antonio sehen könnte! Gerade von der Seite sind ja die Bersaglieri eingerückt; hat die Vigna auch gelitten?

War das schön, als wir dort saßen, über uns der tiefblaue Himmel, um uns Lorbeer und klassischer Marmor und vor uns Gendres köstliches Gewächs!

Es ist übrigens ein Skandal, daß ich Ihnen auf 2 Briefe einen einzigen schreibe; und Sie nehmen Quart und ich nur Oktav!

*) Besitzer des Hotel d'Angleterre.

1871

(Brief von Fanny Lewald Stahr)

Berlin, Matthäikirchstr. 21,
den 12. Januar 1871.

Lieber, verehrter Freund, wenn ich Ihnen schreibe, ist es nur ein Zeichen, daß der schauerlich breite Ozean für uns nicht zum Lethe wird. Was übrigens Zeit und Raum vermögen — darin macht jeder auf seine Weise seine besonderen Erfahrungen. Wäre eine neue Mythologie zu erfinden, so müßten Zeit und Raum als zwei unüberwindliche Mächte hingestellt werden. Sie passen übrigens besser in die Edda als auf den Olymp.

Was wir hier erleben, ist erhaben und — schrecklich. Die Macht unseres Volksgeistes steigt auf wahren Bergen von Leichen als Phänomen vor den Augen der Welt empor — und ein Volk, an dessen Größe jeder von uns mehr oder weniger lebhaft geglaubt hat, enthüllt sich uns jetzt in sittlicher Zerrüttung. Ich traue mir nicht allgemeine Übersicht genug zu, irgendwie prophezeien zu wollen, was aus dieser Niederlage Frankreichs und dieser Erhebung Deutschlands für die Welt erwachsen werde. Ja, ich habe nicht einmal eine ganz unbedingte Zuversicht für die heilvolle Entwicklung des neuen Deutschen Reiches. Der Organismus kommt mir zu kompliziert vor. Da aber nach der Darwinschen Theorie auch jedes einzelne organische Geschöpf, nur durch eine Reihe von Ablegungen seiner ersten Gestalt und hier wiederum durch Aneignungen und Entwicklung derselben, zu dem geworden ist, was es ist — so ist's ja möglich, daß es auch mit dem Deutschen Reich so gehen wird.

Ich denke mit Karl Hilty: „Wenn das germanische Element auf den Thron der Weltgeschichte tritt, so kann's ganz schlecht auf der Welt nicht mehr werden!" und hoffe also das Beste.

Was aber der Einzelne und die einzelnen Regimenter gelitten haben, entzieht sich jeder Schilderung. Stellen Sie sich vor, daß das 95. Thüringische Infanterieregiment, in dem meine Neffen dienen, seine sämtlichen 53 Offiziere und 3 Ersatzoffiziere verloren hat, und daß einer meiner Neffen, der im Felde Vizefeldwebel geworden, vor vier Wochen der einzige Überlebende von allen Feldwebeln war. Dazu liefen sie teilweise barfuß im Schnee. Man mußte diese 22. Division, die gegen die Loire stand, ganz zurückziehen, um sie neu zu formieren; und doch schrieb unser Vizefeldwebel nach ein paar Ruhetagen in Maintenon: „Cornelius (der Bruder) und ich sind aber ganz wohl, und wenn das Vaterland es fordert und die Ehre es befiehlt, können wir den ganzen Tanz gleich wieder von vorn anfangen." Hoffentlich wird das nicht nötig und das Ende nahe sein.

Aus Italien habe ich ein paarmal gedruckte und geschriebene Nachricht vom Herzog von Sermoneta gehabt, die sich stets für die deutsch-italienische Allianz aussprachen.

Von anderer Seite erhielt ich dieser Tage aus Rom folgendes Epigramm, das dort in der Fremdengesellschaft kursiert:

Testament de Napoléon III.

Je lègue au Pape mon Eugénie,
Mes talents aux aventuriers,
A mes partisans l'infamie,
Mon grand livre à mes créanciers,
Au peuple l'horreur de mes crimes,
Mon exemple aux tyrans,
A la France ses droits légitimes
Et le bagne à mes chers parents.

Ob es in Rom, ob in Frankreich entstanden ist, weiß ich nicht.

Doch ich schließe. Ein sehr kalter Winter und ein blutiger Krieg auf einmal sind eigentlich zu viel, und man merkt es in allen Nerven, wie viel man die Zeit her gefürchtet, sich gesorgt, wie viel man gehofft, sich gefreut und erhoben gefühlt hat.

In alter Freundschaft die Ihre

Fanny Lewald Stahr

Mexiko, 29. Januar 1871.

Mein guter Wider, wir stehen hier ganz unter dem Eindruck der gigantischen Ereignisse, welche Deutschland einer neuen Zukunft entgegenführten. Aber die entsetzliche Langsamkeit der Nachrichten über alles Große, was in der Weltgeschichte vor sich geht!

Kürzlich erhielt ich Ihr reizendes Schreiben vom 20. November. Die Reise hat lange gedauert. Aber wie glücklich bin ich, daß ich es wenigstens nach zwei Monaten erhielt. Denn alles, was Sie mir über Rom, Papst usw. sagen, hat mich kolossal interessiert. Inzwischen ist also auch Victorio (Emanuele) dort gewesen, hat sich von der „Ewigen Stadt“ huldigen lassen und ihr sogar eine Überschwemmung mitgebracht, die den Auguren des Vatikans sehr gelegen gekommen sein muß. Ich höre schon die göttlichen Schaudergeschichten, die Ihnen Ihre niedlichen Modelle auf Autorität der Curatos über die gottesgerichtlichen Ursachen der Wassersnot anvertraut haben. Wie wollten Sie solche Späße irgendwo anders in der Welt finden! Mag es augenblicklich etwas ungemütlich in Rom sein; sie bleibt ja doch die einzige, unvergleichliche Stadt, von der nicht so leicht jemand lassen kann, der ihren Reiz genossen hat. In

vier Wochen fängt schon der göttliche römische Frühjahrshimmel an, der Mai rückt näher, wo wir Römer den Maibaum pflanzen, der 70er Wein wird mit jedem Tage älter, und die göttlichen Minentes — ich fürchte, sie werden noch immer entzückender als sie es schon waren!

In New York landete ich mit der Überzeugung, daß Amerika in der Tat eine neue Welt sei, wurde auch auf Schritt und Tritt in dieser Anschauung bestärkt. Seitdem ich aber in Mexiko bin, hat sich der Eindruck doch etwas gemildert. Asien und Afrika bieten dem Europäer viel stärkere Gegensätze als das hispanisierte Zentralamerika. Vielleicht weil das romanisch-katholische Element hier wie drüben dominiert, und die geistigen Fäden, welche das Papsttum über den Ozean spinnt, für uns keine neuen sind.

Ich möchte sagen: Die neue Welt Amerikas fängt für den Europäer mit den Vereinigten Staaten an und hört mit ihnen auf, was nicht ausschließt, daß die katholische Kirche, wie ich mich in New York überzeugen konnte, dort immer mehr Boden gewinnt.

3. März 1871.

Ich möchte den ganzen Ozean vergiften! Während in Europa die größten Dinge vorgehen, während Deutschland sich nach jahrhundertelanger Zerrissenheit zu neuem Glanz erhebt, sitzt man hier. Allerdings haben wir schon seit 14 Tagen schönsten Sommer, alle Bäume sind grün. Das ist aber auch der einzige Trost. Dazu macht sich jetzt schon die Agitation für die Präsidentenwahl bemerkbar. Das Scherzhafteste ist, daß meine beiden Freunde Juarez und Lerdo sich dieserhalb befeinden. Letzterer will seinen Meister aus dem Sattel heben; der denkt aber gar nicht daran, sich das gefallen zu lassen,

und es ist nicht unmöglich, daß er den Präsidentenstuhl zum drittenmal besteigt.*)

Mexiko, 10. März 1871.

Mein guter Bruder! Als ich am 4. März früh meinen Brief auf die Post trug, fand ich dort ein soeben aus Habana eingetroffenes Schreiben des Generalkonsuls. Darin steckte ein Telegramm Bismarcks aus Versailles, der mir mitteilt, daß ich für Gesandtenposten in Washington designiert, meine Ernennung aber noch nicht erfolgt sei. Das heißt also, daß das Ganze vorläufig noch nicht publik werden soll. Zugleich fragte Bismarck an, wann ich eventuell abreisen könne. Ich ließ von Habana zurückdrahten, daß ich jederzeit bereit sei. In 2 bis 3 Wochen kommt der englische Dampfer, der mich vielleicht aus der Ungewißheit erlöst. Dann brenne ich sofort durch, eile mit vollem Steam nach Washington und hoffe, vor der definitiven Übernahme des neuen Postens Europa für einige Wochen wiederzusehen!

Berlin, 5. Mai 1871.

Hier kommt mir alles wie verjüngt vor. Welch glorreicher Aufstieg in der kurzen Zeit vom Juli vorigen Jahres, wo ich die Küste des Norddeutschen Bundes verließ, um jetzt ein geeintes Deutschland wiederzufinden!

Mittwoch speiste ich bei Bismarck. Es war ein Genuß, seinen Erzählungen und Aperçus zu folgen, und als er nach Tisch mit mir in seinem Zimmer saß und die politische Situation skizzierte, war es wieder fabelhaft interessant, in diese geniale Maschine hineinzublicken. Wenn andere bei diplomatischen Schachzügen die verschiedenen Möglichkeiten mit ihren Folgen

*) Juarez am 16. September 1871 zum drittenmal Präsident. D. H.

ins Auge fassen und deren ein Dutzend ausklügeln, hat seine Zerebralzentrale schon mindestens doppelt so viele durchflogen.

Abends erschien unter anderen Richard Wagner. Die Vielseitigkeit des großen „Otto“ zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit in glänzendem Licht, denn die Unterhaltung zwischen den beiden so verschiedenen Heroen langte, nachdem sie sich anfangs nicht recht zu finden schienen, schließlich auf dem Punkte an, wo Bismarck in einem geistreichen Vortrag dem Meister der Töne die eigentlichen Ziele und Zwecke der Musik auseinandersetzte.

Du meintest einmal, ich sei in der Bismarckschen Tafelrunde als Causeur am Platz. Die Sache liegt doch etwas anders: wenn ich bei ihm bin, knöpfe ich beide Ohren gewaltig auf und — höre zu!

Gestern Diner bei Keudell mit Patow und Präsident Simson. Heute 3½ Uhr gastronomisches Fest bei Raczinski und dann zu Kronprinzens. Sonntag bei Bancroft. Morgen Diner mit Kapp und Bamberger bei Kusserow.

Mein Nachfolger in Mexiko soll ein sechzigjähriger Graf Enzenberg werden. Ich bin recht zufrieden, daß ich nicht mehr unter den dortigen Palmen zu wandeln brauche.

Der ebenso lustige wie gescheite Ludwig Arco wird als erster deutscher Reichslegationssekretär mich nach Washington begleiten, was mir große Freude macht. Und dann muß ich eben abwarten, ob ich dauernd in Amerika bleiben soll, oder ob mir eines schönen Tages wieder Europa blüht, und dadurch die Alte Welt für mich zu einer Neuen wird!



Namenregister

A

B

C







